H. Ref.
629v

H. ref.
629 v

Gründler

Frauenelend und Frauenmission in Indien.

Von
D. Gründler, Pastor zu Lebus (Brandenburg).

Mit Vorwort von D. Warneck.



Zweite, ergänzte Auflage.

Preis 30 Cts. = 25 Pfg.

Basel
Verlag der Missionsbuchhandlung.

480 A

Für solche, welche sich der Arbeit der Frauenmission anschließen wollen,

folgt die Adresse des Vorstandes des „Frauenvereins für christl. Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande."

Vorsteherin: Frau Generalin v. Döring, Berlin W., Schellingstraße 13.
Vereinsgeistlicher: Pastor Schwartzkopff, Berlin N., Brunnenstr. 57.

Das **Missionsblatt** des Vereins erscheint monatlich. Preis: Mk. 1.50 jährl.

In **Süddeutschland**: Hilfsvereine in **Stuttgart** und **Darmstadt**. Adresse für den ersteren: Frau Professor Daiber.

In **Basel:** Frauen-Verein für weibliche Erziehung in den Heidenländern. Adresse: Missionshaus (Adresse aus Deutschland: Missionshaus Leopoldshöhe, Baden).

Zum Vorlesen in Hilfsvereinen eignet sich u. a.:

1. Aus der Senana-Mission.
- Promadeni, Halle, J. Fricke. 80 Pf.
- Leslie, Dämmerung des Lichts. Gütersloh, Bertelsmann. Mk. 1.20.
- Mullens, Prasanna oder des Glaubens Sieg. Stuttgart, Steinkopf. Mk. 1.80
- H. Rhiem, Blicke in die Tagesarbeit einer Senanaarbeiterin. Basel, Missionsbuchhandlung. 10 Pf. Vortrefflich!

2. Erziehung der weiblichen Jugend.
- Theodora, Lebensbild aus der Mädchenanstalt Kalikut. Basel, Missionsbuchhandlung. 20 Pf.
- Verloren und gefunden. Basel, Missionsbuchhandlung. 4 Pf.
- Das Waisenhaus in Bettigeri. Basel, Missionsbuchhandlung. 4 Pf.
- Im Norden Indiens. Basel, Missionsbuchhandlung. 4 Pf.
- Bilder aus dem indischen Kinderleben. Basel, Miss.-Buchh. 4 Pf.
- Die Hindukinder und ihr Heiland. Basel, Miss.-Buchh. 4 Pf.

3. Witwenleben.
- Jamunabais Wanderungen. Basel, Missionsbuchhandlung. 25 Pf.

4. Frauenmission in Indien im allgemeinen.
- Missionsblatt des Berliner Frauenvereins 1865—1896.
- Pundita Ramabai, eine Vorkämpferin der indischen Frauenbewegung. Halle, J. Fricke. 75 Pf.
- H. Rhiem, die Not der indischen und die Pflicht der deutschen Frau. Breklum, Missionsbuchhandlung. 10 Pfg.
- Weitbrecht, Frauenmission in Indien. Gütersloh, Bertelsmann. Mk. 1.20
- Indisches Frauenleben. (Von H. Rhiem). Basel, Miss.-Buchh. 10 Pf.
- Priscilla, die Sklavin. Basel, Missionsbuchhandlung. 10 Pf.
- Drei Frauenbekehrungen in Indien. Basel, Miss.-Buchh. 4 Pf.
- Hoffstätter, Berechtigung und Schranke der Frauenmission. Leipzig, Naumann. 20 Pf.

5. Mission in Indien im allgemeinen.
- Bilder aus dem südindischen Volksleben. Basel, Miss.-Buchh. 15 Pf.
- Bilder aus Bengalen. Basel, Missionsbuchhandlung. 10 Pf.
- Leupolt, Altes und Neues aus Indien. Basel, Miss.-Buchh. 25 Pf.
- Handmann, Kampf der Geister in Indien. Zeitfragen des christl. Volkslebens. XIV, 7. Stuttgart, Chr. Belser. Mk. 1.20.
- Lasset die Kindlein zu mir kommen. Basel, Miss.-Buchh. 4 Pf.
- Wie's Heidenkinder gehen kann. Basel, Miss.-Buchh. 4 Pf.
- Das Waisenhaus in Benares. Basel, Miss.-Buchh. 4 Pf.
- Glückliche Christenkinder, unglückliche Heidenkinder. Basel, Miss.-Buchh. 4 Pf.

Frauenelend und Frauenmission in Indien.

Von

D. Gründler, Pastor zu Lebus (Brandenburg).

Mit Vorwort von D. Warneck.



Indische Mädchen.

Zweite, ergänzte Auflage.

Basel
Verlag der Missionsbuchhandlung.

(1896)
G. n. 1259

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort zur ersten Auflage.

Das vorliegende Schriftchen füllt eine Lücke aus in der deutschen Missionslitteratur. Abgesehen von vereinzelten Aufsätzen in Missionszeitschriften und ein paar, wie es scheint, wenig bekannten und verbreiteten selbständigen Arbeiten (von Frau Weitbrecht und Pastor Meißner) hat sich zumal die volkstümliche deutsche Missionslitteratur noch wenig mit dem Dienst der Frauen an der heidnischen Frauenwelt beschäftigt. Und doch bildet dieser Dienst ein wichtiges Stück der Missionsarbeit besonders in denjenigen Ländern, wo Religion und Sitte den männlichen Missionaren den Zugang zu den Frauen namentlich der besseren Stände verschließt. Wie traurig die gesellschaftliche Stellung der meisten heidnischen Frauen, wie tief ihr Bildungsstand, wie nichtig und inhaltsleer ihr Leben ist, davon geben die Schilderungen dieses Schriftchens eine lebendige Anschauung. Die gesellschaftliche, geistige und sittliche Hebung des weiblichen Geschlechts aber ist ein unerläßliches Erfordernis für die Christianisierung und Zivilisierung eines Volkes; denn sollen die Frauen und Mütter einen segensreichen erzieherischen Einfluß ausüben, so müssen sie zuvor selbst zu Erzieherinnen erzogen sein, und an dieser Erziehung des weiblichen Geschlechts der Heidenwelt mitzuarbeiten, dazu ist das weibliche Geschlecht der Christenheit berufen. Hier öffnet sich ein weites Gebiet für missionarischen Frauendienst, nicht bloß das der Unterweisung in allerlei Handarbeit, wirtschaftlicher Thätigkeit und häuslicher Tugendübung, sondern auch der Krankenpflege und der unterrichtlichen Bildung. Als Hausbesucherinnen, Handarbeits-, Kleinkinder- und Mädchenschullehrerinnen, als Diakonissinnen und, wo — wie z. B. in den höheren Ständen Indiens und Chinas — die Sitte dazu nötigt, auch als Frauenärztinnen leisten weibliche Gehilfinnen der Mission Dienste, die seitens der Männer entweder gar nicht oder nur in unvollkommenem Maße geleistet werden

können, und die sich doch ganz innerhalb der Schranken halten, welche Schrift und Schicklichkeit der Thätigkeit der christlichen Frau ziehen. Nun sind allerdings zu diesem missionarischen Frauendienste die Ehefrauen der Missionare zunächst berufen, und die meisten von ihnen widmen sich ihm auch mit großer Hingebung und Treue. Aber das Bedürfnis ist größer, als die Leistungsfähigkeit dieser Ehefrauen, daher müssen ihnen unverheiratete Gehilfinnen zur Seite treten, welche ihre ganze Zeit und Kraft der Frauenmission widmen. Wie notwendig das ist und wie wenig in Deutschland zur Zeit diese Notwendigkeit noch erkannt wird, das legt mit beweglichen Worten dieses Schriftchen klar. Zwar hat die deutsche Mission mehr Missionarinnen, als der Morgenländische Frauenverein aussendet. Auch die Basler, die Rheinische, die Norddeutsche (Bremer) Missionsgesellschaft und die Brüdergemeine unterhalten unverheiratete Arbeiterinnen in ihrem Dienste, die sie nicht durch Vermittlung des Morgenländischen Frauenvereins überkommen haben; aber ihre Zahl ist verhältnismäßig noch klein. Es ist noch Raum da für viel mehr. Und dazu möge Gott dieses Schriftchen segnen, daß es das Verständnis für die Frauenarbeit in der Mission unter uns wecke und vertiefe, daß es vornehmlich in die deutsche Frauenwelt als ein Werber hineintrete und von solchen, die müßig am Markte stehen und nur darauf warten, daß sie gedinget werden, manche berufe, ihr bisher im Schweißtuch behaltenes Pfund zu einem Gewinn für die arme heidnische Frauenwelt umzusetzen.

Rothenschirmbach, den 6. März 1895.

D. Warneck.

Die zweite Auflage (1896) enthält mehrere Zusätze und Berichtigungen.

G.

Was ist grausam? — Das Herz einer Schlange.
Was ist noch grausamer? — Das Herz eines Weibes.
Was ist das allergrausamste? — Das Herz einer Frau,
die weder Geld noch Söhne hat.
Was sind die Ketten des Mannes? — Die Weiber.
Wem kann niemand trauen? — Den Weibern.
Was ist das tödlichste Gift? — Die Weiber.

Wer ist im stande, so rohe und gemeine Worte zu sagen? Und wie dürfen solche Worte gar in eine Missionsschrift ihren Weg finden?

Die obigen Fragen mit den dazu gehörigen Antworten, sie stammen, lieber Leser, aus — „heiligen Büchern", aus den „heiligen Büchern" der Hindus, der Bewohner Indiens. In dieser Thatsache hast du den ganzen Jammer der Heidenwelt! Unser Herr und Heiland sagt: „Wenn das Licht, das in dir ist, Finsternis ist, wie groß wird dann die Finsternis selber sein!" Das Licht in einem Volke sind seine heiligen Bücher, aus denen es gelehrt wird, die höheren Dinge zu erkennen. Uns Christen kann unser heiliges Buch, die Bibel, in Wahrheit sein „unsres Fußes Leuchte und ein Licht auf unsrem Wege". Was soll man aber zu einem „heiligen Buch" sagen, in dem so schreckliche Dinge stehn, wie die obigen Sätze? Ist das nicht Finsternis? Wenn nun sogar das Licht eines Volkes, sein heiliges Buch, Finsternis ist, wie groß muß dann in diesem Volke die Finsternis selber sein!

Die obigen Worte des indischen heiligen Buches handeln von den Frauen. Wie furchtbar ist das Dunkel und das Elend, das auf dem Leben der gesamten Frauen Indiens liegt! Wir sollten mehr davon wissen und würden dann mehr Teilnahme auch dafür haben, wie die christliche Mission daran arbeitet, Licht in diese Finsternis zu bringen. Laß dir, liebe Leserin, lieber Leser, im folgenden ein Bild geben von heidnischem Frauenelend und christlicher Frauenmission in Indien.

I. Das Elend der Frauen in Indien.

Welch ein herrliches Land ist Indien! — Dies alte Wunderland, siebenmal so groß wie das deutsche Reich, mit mehr als 280 Millionen Einwohnern. Die Reisenden schildern uns die Schönheit der Natur: der Himmel in einem Glanz und die Landschaft in so strahlender Farbenpracht, wie unser Auge das nie gesehn; an den Berggeländen, an den gewaltigen Strömen, in den Ebenen die üppigste Vegetation: Palmen, Bananen, Bambusrohr, der wunderbare Bananenbaum, der von seinen langen Zweigen aus der Höhe Ranken herniedersendet, welche, in der Erde Wurzel schlagend, einen neuen Baum hervorbringen, so daß in kurzem ein einziger Stamm sich in einen laubreichen Wald verwandelt; auf den Feldern Indigo- und frischgrüne Reispflanzen, Baumwolle und Zuckerrohr; die Fluren prangend von leuchtenden Blüten, die Gebüsche von Rosen, Oleander und großblumigen Jasmin duftend, auf den Teichen und Flüssen die heilige Lotosblume; dazu die Wälder von schimmernden Vögeln, Papageien, Kakadus, Pfauen bevölkert. Und neben dieser schönen Natur fehlt nicht eine reiche, mannigfache Kultur: in den Städten, deren manche einige hunderttausend Einwohner zählen, wechseln großartige Tempel, Hallen, stolze Paläste, mit Malereien und Bildhauerarbeit geziert, in langer, bunter Reihe mit einander; ein reiches Geistesleben in altindischer Philosophie und Litteratur ist vorhanden; das Schulwesen ist, wenigstens für die Knaben, vorzüglich gepflegt und wird immer weiter ausgebildet, selbst drei Universitäten giebt es; die Fortschritte der modernen Technik sind auch nach Indien gekommen: Eisenbahnen- und Telegraphenlinien durchziehen das Land, und wenn einer dort in Kalkutta oder Benares am Vormittag nach Berlin telegraphierte, am Abend noch desselben Tages könnte er die Antwort haben. Die uralte indische Kultur hat sich wundersam verbunden mit der neuen europäischen, welche die Engländer gebracht, die seit 130 Jahren dort die Herrschaft haben. Und doch bei all diesem Reichtum in Natur und Kulturentwicklung, — welch grauenvollen Dingen begegnen wir in diesem heidnischen Lande auf Schritt und Tritt, Dingen, die wir uns in ihrer Schrecklichkeit noch weniger denken können, als all die Schönheiten der dortigen Natur. Und zu dem traurigsten in dieser Art gehört das Elend der Frauen in Indien, welches wir nun betrachten wollen. Dabei sei vorausbemerkt, daß die nachfolgende Schilderung, besonders sofern sie die strenge Absperrung betrifft, zunächst auf den nördlichen Teil Indiens paßt. Im allgemeinen aber gilt sie, wie sogleich der folgende Abschnitt, auch für das übrige Indien.

1. Die Wurzel des Elends.

Die Wurzel des Elends der indischen Frauen liegt in der Lehre von der *Seelenwanderung*. Die Hindus glauben, daß die Seele des Menschen, wie sie von Gott ausgegangen ist, so auch wieder in ihn aufgeht, nachdem eine langwierige Läuterung an ihr vollzogen ist. Stirbt ein Mensch, so geht nach ihrem Glauben die Seele in einen andern Körper über und muß auf diese Weise eine Wanderung durch die verschiedensten Gestalten antreten. War der Verstorbene gut und hat er sich im Leben bestrebt, seine Sünden zu büßen, so erscheint er in der neuen Geburt als ein Mensch höherer Kaste, etwa als Brahmane, bis er zuletzt in Gott aufgeht; im andern Falle wird er entweder ein Mensch niederer Kaste, oder ein Tier, z. B. Elefant, ein Tiger, eine Schlange, oder auch — ein Weib. Also: als ein Mädchen geboren zu werden, ist eine Strafe für begangene Sünden! „Die Kranken, die Krüppel, die Frauen und Ungläubigen finden ihr Los um früherer Sünden willen.“ Darum herrscht in einem Hause, darin ein Mädchen geboren ist, keine Freude. „Es ist nur ein Mädchen“, so kann man den Vater mit Eiseskälte sagen hören, wenn ihm zu der Geburt seines Kindes Glück gewünscht wird. Die Wärterin erhält bei der Geburt eines Mädchens um ein Drittel, oft um zwei Drittel weniger Lohn, als bei der Geburt eines Knaben. In einem indischen Volksliede heißt es: „Mag der Baum aufwachsen im Walde, nur kein Mädchen werde geboren im Hause. Laß Tiere kommen und Vögel, nur kein Mädchen werde geboren im Hause. Laß die Felsen sich häufen auf Bergen, nur kein Mädchen werde geboren im Hause.“ Daher denn auch die entsetzliche Sitte, kleine Mädchen gleich nach ihrer Geburt zu töten! Noch vor 60 Jahren begegnete es Reisenden auf indischen Strömen nicht selten, daß sie Leichname neugeborner Mädchen im Wasser antrafen, die ihre Eltern hineingeworfen hatten. Und wie manche wurden abends an einem einsamen Ort niedergelegt, wo Tiger und andere Tiere sie sich zur Beute holten. Oft hat bei diesen Mädchenmorden die Mutterliebe mit der Härte des Vaters gerungen, wie in der Familie jenes nordindischen Fürsten, dem ein Mädchen nach dem andern geboren ward, aber nur, um sogleich nach der Geburt getötet zu werden! Den Mord des letzten Kindes konnte die Mutter nicht übers Herz bringen. Sie übergab es heimlich einem Brahmanen zur Erziehung, dem Vater vorredend, es sei gestorben. Viele Jahre blieb das Geheimnis bewahrt, bis die Mutter ihre Sehnsucht nach dem Kinde nicht länger bezwingen konnte und es in den Palast bringen ließ, in der Hoffnung, die Schönheit des zwölfjährigen, zur Jungfrau herangereiften Mädchens

werde den Stolz und die Kälte des Vaters überwältigen. Zu günstiger Stunde wurde es in prächtigem Schmuck vor den staunenden Vater geführt. Eine Ahnung von dem, was geschehen, durchzuckte ihn, und als man ihm sagte: „Das ist deine Tochter!" da kämpfte einen Augenblick die väterliche Liebe mit der gewohnten, stolzen Härte; plötzlich aber flog sein Säbel aus der Scheide, — und das Haupt seines Kindes rollte auf den Boden des Saales!

Jetzt ist der Mädchenmord in ganz Indien durch das strenge Verbot der Engländer unterdrückt, aber die Grundanschauung, aus der diese Sitte stammte, ist geblieben: das Weib gilt als ein Wesen, das vom Manne ganz verschieden ist, das viel tiefer steht, als dieser; sie gilt als unrein, als viel mehr zum Bösen geneigt. So kann sie denn auch nicht in den Himmel gelangen und am ewigen Leben Anteil erhalten; wenigstens sie für sich allein kann das nicht. Der einzige Weg zur Seligkeit für sie ist der, daß sie einem Manne gehört, dem sie sich ganz und gar unterwirft. Wenn sie das thut, und wenn dann ein Mann, sei es ihr Gatte oder ihr Sohn, ihr einmal nach dem Tode den Scheiterhaufen anzündet, dann kann sie zum Heil gelangen. Der Mann ist für sie der Mittler des Heils; er ist recht eigentlich ihr Heiland, ihr Gott; ohne Mann sein, das heißt für die indische Frau ohne einen Mittler zum ewigen Leben, ohne Heiland sein! Diese Anschauung ist den Hindus in Fleisch und Blut übergegangen und wird in ihren heiligen Büchern aufs deutlichste ausgesprochen: „Der Mann ist des Weibes Gott und Guru (Seelsorger). Deshalb, wenn sie auch alles verläßt, so soll sie hauptsächlich ihren Mann anbeten, indem sie ihn als Wischnu (eine der 3 Hauptgottheiten) anzusehen hat." „Sei der Gatte auch unbeständig, ein Trunkenbold, ein Spieler, ein Verbrecher, oder wild wie der Teufel, nie soll das Weib ihn anders, als den Gott ihres Herzens verehren." Ebenso wird ausdrücklich gelehrt, daß das Weib ganz besonders lasterhaft und verächtlich sei, wie die Worte an der Spitze dieses Schriftchens schon gezeigt. „Traue dem tödlichsten Gift, dem angeschwollenen Strome, dem Orkane, dem auf Raub ausgehenden Tiger, dem Dieb, dem Wilden, dem Mörder, — einem Weibe nie." „Eine Kuh ist mehr wert, als tausend Frauen." „Der Esel, die Trommel und das Weib müssen geschlagen werden." Alle diese Worte sind aus heiligen Büchern! Wo solche Anschauungen in einem Volke herrschen, was kann da aus dem Leben eines Weibes anders werden, als Sklaverei und Elend?

2. Kindheit der indischen Frau.

Das indische Mädchen ahnt am Anfang ihres Lebens von all diesem Elend noch nichts. Obgleich seine Geburt von den Eltern als Unglück und Strafe betrachtet worden war, so ist der Zorn der Götter inzwischen durch Opfer und Ceremonien besänftigt worden; die Mutterliebe siegt schnell und läßt es das kleine Wesen nicht entgelten. Es wird geliebkost und bald verhätschelt. Nicht lange dauert es, so trägt die Kleine an Ohren, Nase, Armen und Händen den herrlichsten Schmuck in Gold, Rubinen und Perlen und springt in den schönsten seidenen Gewändern — Rosa und Rot sind bevorzugte Farben — einher. Fröhlich und mühelos ist ihre Kindheit, spielend bringt sie die Jahre hin, putzt und herzt ihre Puppen, wie ein Mädchen bei uns es thut. Sie darf auch Nachbarskinder ungehindert besuchen und in Stadt oder Dorf einen Blick thun. Die Sorge um die Schule kennt sie nicht, denn ein indisches Mädchen braucht nichts zu lernen. Es kommt ja gar nicht darauf an, ein so untergeordnetes Wesen, wie das Weib, zu bilden. Ja, das Weib gilt dem Indier überhaupt gar nicht für bildungs*fähig*. „Die Weiber haben keinen Verstand", sagen die heiligen Bücher, und die Männer werden nicht müde, dies immer von neuem zu versichern. Wie oft hören Missionarinnen, die den Frauen das Evangelium bringen wollen, verächtliche Zurufe von Männern, wie etwa: „Sparen Sie sich doch die Mühe, die Frauen verstehen nichts von solchen Dingen." „Unwissenheit ist die Zierde unsrer Frauen", das war bis vor kurzem die herrschende Anschauung. Das Weib *soll* nicht lesen lernen, am wenigsten die heiligen Bücher, denn diese würden entweiht, wenn das unreine Auge des Weibes darauf ruhte. So wird das Mädchen nur im Kochen ein wenig unterwiesen. Und in eins noch führt die Mutter sie ein: in die heidnischen Göttergeschichten und in die Regeln des Aberglaubens. Diese Göttergeschichten sind sinnlos und entsetzlich unrein; die Erzählungen der griechischen und römischen Götterlehre sind dagegen rein zu nennen! Besonders unsittlich sind die Abenteuer des in Menschengestalt auf die Erde gekommenen Liebesgottes Krischna, die gerade einen Hauptgegenstand der Mitteilung bilden. Als einst ein Brahmane unter Dorfbewohnern solche Geschichten vortrug, trat ein Missionar heran, um zuzuhören. Es entstand bei allen die größte Verlegenheit; der Priester hustete, zögerte und hörte endlich auf, indem er dem Missionar erklärte, er könne in seiner Gegenwart nicht fortfahren. Die oberste gesetzliche Autorität in Bombay hat das Uebersetzen eines gewissen „heiligen Buches" mit solchen Geschichten in irgend eine lebende Sprache für ein Kriminalverbrechen

erklärt, und ein bekannter Gelehrter, Professor Max Müller, ließ bei der Uebersetzung anderer „heiliger“ Bücher ganze Partien weg, weil „ihre wörtliche Wiedergabe ihm eine Verfolgung zugezogen haben würde wegen Publikation obscöner Litteratur“. Solchergestalt sind die Geschichten, die dort im Frauengemach den bedauernswerten, kleinen Mädchen erzählt werden durch den Mund der Mutter! Der junge Sinn, die ganze Phantasie werden frühzeitig dadurch mit einem Gift durchtränkt, welches im späteren Alter kaum auszutilgen ist. Und ferner der Aberglaube mit all seinen Zerrgestalten! „Wie viele Teufel“, so schreibt eine gebildete Hindufrau, „werden vor den Kindern heraufbeschworen! Welch gräßliche Ungeheuer läßt man im Finstern lauern, um die armen Kinder zu quälen. Furchtsamkeit und Feigheit sind die Folge davon.“

Bald meldet sich eine ernste Sorge um das fernere Wohlergehen des Kindes. Der Liebling ist 5—6 Jahre alt geworden. Da ist es die höchste Zeit, daß man sich nach einem Bräutigam für sie umsieht. Würde sie im Alter von 12 Jahren noch nicht verheiratet sein, so wäre dies eine unaustilgbare Schande; Freunde und Nachbarn würden unruhig sich zuflüstern: „sie ist ein ausgewachsenes Weib und noch nicht verheiratet, wer wird sie noch nehmen?“ Doch ein solcher Fall tritt schwerlich ein. Ein Bürschchen von 10—11 Jahren, welches paßt, wird glücklich gefunden, die Eltern werden einig, und am festgesetzten Tage kommt in feierlichem Aufzug der Bräutigam, um mit der kleinen, oft ihm gänzlich unbekannten Braut das Fest der Verlobung zu feiern. Zwar bleiben die Verlobten nachher noch getrennt, jedes im Hause seiner Eltern, doch sind sie vom Verlobungsfeste an unauflöslich aneinander gebunden; in dieser Hinsicht gelten sie als Eheleute. So ist der Verlobungstag der eigentliche Hochzeitstag und wird mit solchem Gepränge gefeiert, daß er in vornehmen Häusern dem Vater der Braut an 30,000 Mark kostet und auch an den Bräutigam derartige Anforderungen stellt, daß oft noch die Söhne unter den Schulden leiden, welche ihr Vater an seinem Verlobungstage gemacht hat. Denn mit reichem Goldschmuck und Juwelen stattet der Bräutigam die Braut aus, daß sie oft von Kostbarkeiten starrt. Diese Juwelen betrachtet die Gattin als die Unterpfänder der Liebe ihres Mannes und hütet sie lebenslang mit zärtlicher Sorgfalt. — Braut und Bräutigam werden nach mancherlei Feierlichkeiten schließlich neben einander gesetzt; unter etlichen feststehenden Fragen knüpft der Priester den Schleier der Braut und den herabhängenden Turban des Bräutigams zusammen; der Bräutigam legt der Braut die goldene Tali, eine Medaille, um den Hals, die in ihrer Bedeutung ganz unserm Trauring entspricht;

sie essen beide von einem Teller, und der Priester spricht: „Seid unzertrennlich in Pflicht, Vermögen und Liebe!“ Nachdem all der Jubel verrauscht ist und die Hochzeitsgäste wieder in das Haus des Bräutigams zurückgekehrt sind, ist das sechsjährige Mädchen eine Ehefrau. Oft geschieht es, daß schon ein vierjähriges Kind verheiratet wird, vielleicht an einen fünfzigjährigen Mann; oder ein achtjähriges Mädchen erhält einen 65jährigen Mann; derartige Altersunterschiede sind häufig genug. Die kleine Braut freut sich der kostbaren Geschenke und Süßigkeiten, mit denen sie überreichlich bedacht wird, und macht sich im übrigen keine Sorgen. Die Mutter und die andern Frauen sprechen von jetzt an mit ihr von ihrem Gatten; man lehrt sie in sentimentalen Liebesliedern und Zukunftsbildern schwärmen, bis nach einigen Jahren der etwa 17jährige Gatte kommt, um die nun Zwölfjährige*) als seine Ehefrau in sein Haus heimzuführen. Diesmal ist die Festlichkeit lange nicht so großartig und wichtig, wie bei der Verlobung, desto größer aber der Trennungsschmerz, wenn nun das verheiratete Kind unter Thränen sich losreißen muß, um einem oft so fremden, oft so ungeliebten Manne und einem fremden Hause ganz übergeben zu werden. In ihrem reichen Hochzeitsschmuck wird sie in einer verhängten Sänfte in das Haus ihres Mannes getragen. Die älteren Glieder der neuen Familie, auch die männlichen, sind hier versammelt; die junge Frau sitzt in ihrer Mitte nieder, vom Schleier verhüllt. Endlich hebt eine Frau denselben; die Männer der Familie sehen ihr Angesicht und bringen ihr ihre Gaben und Segenswünsche. Und nun, du junges Wesen, — nun verhülle dich wieder und gehe in dein Frauengemach; es ist die erste und für dein ganzes Leben auch die letzte Handlung in größerem Kreise gewesen, die du eben erlebt hast; niemals wieder darfst du, selbst nicht im eigenen Hause, einem Manne ohne den verhüllenden Schleier begegnen, auch deinem Schwiegervater, auch den erwachsenen Brüdern deines Mannes nicht, niemals darfst du ein Wort mit ihnen wechseln, kaum je ist es dir gestattet, dich aus dem Hause zu begeben. Das Frauengemach wird fortan deine Welt sein. — Dorthin begiebt sich die junge Frau am Abend ihres Hochzeitstages, und für wie manche ist der einzige Trost — die Wärterin, die man ihr mitleidig von Hause mitgegeben; an der Brust derselben schläft das verheiratete Kind, vom Weinen müde geworden, endlich ein.

Diese Kinderheiraten sind eine besondere Quelle des Elends im indischen Frauenleben. Manche von uns meinen wohl, daß wegen

*) Als eine dankenswerte Besserung gegen früher wird es schon begrüßt, daß im Jahr 1891 ein Gesetz gegeben worden ist, welches 12 Jahr als das niedrigste zulässige Alter zur Verheiratung der Mädchen festsetzt.

der schnellen körperlichen Entwicklung und Frühreife dort diese Kinderheiraten notwendig seien. Dem ist aber nicht so. Viele Hindus geben es selbst zu, daß dieselben in früheren besseren Zeiten Indiens unbekannt gewesen und daß sie verwerflich seien. Die Jugend wird dadurch angeleitet, den ganzen Zweck des Lebens in der Heirat zu suchen, wird frühe mit unlauteren Gedanken und Phantasien erfüllt und gegen alle höheren Interessen abgestumpft. Wann ist, bei der Lebensweise, in der wir aufwachsen dürfen, die Seele am meisten rege und für höhere Dinge empfänglich? Ists nicht in den glücklichen Jahren, wo die Kindheit eben geschwunden ist und die Jugend alle Anlagen treiben und knospen läßt? Zehrt nicht mancher noch in späteren Jahren von den Antrieben und Idealen dieser Zeit? Und diese schönste und beste Zeit fehlt im Leben der indischen Frau. Sie kann nicht sagen: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugenzeit klingt ein Lied mir immerdar“, — denn sie hat wohl eine Kindheit, aber nie eine Jugendzeit gehabt. Nie hat die junge Seele weit ihre Flügel ausgespannt, frühzeitig ist sie stumpf und flügellahm geworden; auf eine Kindheit mit Spiel und Tändelei folgt sogleich das Leben im Druck und in der Gefangenschaft.

3. Im Ehestand.

Die junge Frau beginnt ihr neues Leben an der Seite ihres Mannes nicht allein, sondern sie ist durch ihre Heirat Glied eines großen Hauswesens geworden. Zunächst ist es auch in Indien nichts Ungewöhnliches, daß die Reichen mehrere, oft auch viele Frauen haben, — eine bittere Zugabe für die neu Einziehende. Das eigentliche Regiment des Hauses ruht aber nicht bei ihrem Manne, sondern bei den Schwiegereltern. Der junge Ehemann ist ja oft genug noch ein Schulknabe, der eine höhere Schule besucht, und kann weder sich noch eine Familie ernähren. So behalten die Eltern alle ihre verheirateten Söhne samt deren Familien im Hause und gewähren ihnen Unterhalt, so daß nun eine große Zahl von Männern, Frauen und Kindern (oft sind Urgroßeltern und Urenkel beisammen) zu einem Hause gehört, das natürlich auch entsprechend groß und geräumig ist. Es giebt Häuser, in denen 500 Erwachsene und Kinder als Glieder einer Familie zusammenleben. Indien ist im besonderen Sinne „ein Land der Familien“.

Betreten wir solch ein indisches Haus von der Straße her. Durch ein großes Thor gelangen wir in einen viereckigen Hof, der von Gebäuden umgeben ist. In denselben befinden sich die Wohnzimmer der Männer mit vorgebauten Veranden. Drüben links, gegenüber dem Eingangsthor, führt in einem Winkel ein dunkler

Gang durch das Gebäude in einen zweiten Hof, der wiederum von einem Viereck von Häusern umgeben ist. Hier ist das Frauenreich. Im unteren Stockwerk dieser Gebäude befinden sich Küche und Wirtschaftsräume; im oberen Stockwerk liegen auf zwei Seiten des Hofes die Senanas, d. h. die Frauengemächer, mit einer vorgebauten, bedeckten Galerie. Auf den beiden andern Seiten sind Terrassen eingerichtet zum Abendspaziergang. Wie jammervoll ist oft schon die nächste Umgebung dieses Frauenreichs! Auch in den stattlichen Häusern der Reichen merkt man es an dem Schmutz und der Verwahrlosung der Wände, Treppen und Höfe, daß man sich den Senanas nähert. „Nicht selten ist der Hofraum so eng gebaut, daß kaum ein Sonnenstrahl eindringt; langes, feuchtes Gras wächst üppig um den Brunnen in der Mitte. Wie eine Ruine sieht sichs an, überall fällt Stein und Mörtel herab." Auf der dunklen, oft halsbrechend steilen und engen Treppe steigen wir zu der Galerie hinauf, wo wir viele von den Frauen versammelt finden, und können von hier aus einen Blick thun in die engen Kammern, die den einzelnen mit ihren Kindern zugewiesen sind. Da findest du nichts von dem, was uns zum Leben notwendig erscheint; kahle Wände, ein unreinlicher, gepflasterter Fußboden, in der Mitte mit einer Matte oder Matratze bedeckt, eine niedrige Holzbank, ein Kasten zum Aufbewahren von Schmuck und Gewändern, — das ist alles. Wenn sich ein Stuhl oder gar ein Tisch in einem Frauengemach befindet, so wird das immer ein sicheres Zeichen sein, daß Missionarinnen oder Europäer in diesem Hause Einfluß geübt haben. Allerdings sind ja auch die Wohnungen der Männer oft ärmlich eingerichtet, nicht selten aber sind es luftige, geräumige, mit allem Luxus ausgestattete Zimmer, zu welchen die Frauengemächer dann in ihrer Verwahrlosung einen traurigen Gegensatz bilden. „Lumpen und zerbrochene Scherben finden sich selbst bei Prinzessinnen aufgehäuft, die Edelsteine genug an sich tragen. Es ist eine trostlose Unordnung." Aengstlich wird bei der Anlage der Fenster in den einzelnen Gemächern darauf gehalten, daß keins nach einer öffentlichen Straße oder einem benachbarten Hause sehe. Ist dies nicht ganz zu vermeiden, so werden die Fenster so hoch oben und so schmal angelegt, daß niemand hinaus- und hineinblicken kann. Und warum eigentlich all diese Absperrung und Verhüllung? Der letzte Grund ist das schmähliche Mißtrauen gegen die Frauen, das sich z. B. in dem Gesetz des Manu, einem heiligen Buche, also ausspricht: „Selbst in engem, häuslichem Gewahrsam, unter eifriger Bewachung, ist man der Frau nicht sicher. Durch ihre bösen Leidenschaften und ihr verkehrtes Naturell entfremdet sie sich nur zu bald ihrem Gatten."

So haben wir den Schauplatz kennen gelernt, auf welchem sich das freudlose Leben der indischen Frau abspielt. „Einförmig ist das Leben eines Vogels im Käfig, aber kaum einförmiger als das Leben einer Hindufrau.“ Gehört sie zu den ärmeren, dann wohl ihr! —



Indische Frau in ihrem Schmuck.

sie hat doch wenigstens allerlei Arbeit im Hause, bewegt sich auch freier nach außen hin; eine Absperrung, wie die eben geschilderte, ist bei den Frauen der niederen Stände nicht durchführbar. Aber für die Frauen der höheren Stände, denen das Gesinde die Arbeit abnimmt, schleicht das Leben in quälender Langeweile dahin. Wohl

liegt ihnen meist das Zubereiten der Mahlzeit ob, doch kommt bei der großen Zahl der Frauen in einem Hause auf die einzelne ein so geringes Maß von Arbeit, daß bei weitem der größte Teil des Tages ohne Beschäftigung bleibt. Da wird die Zeit hingebracht mit dem Kämmen, Salben und Flechten des schönen, glänzend schwarzen Haares und mit der Kleidung. Letztere wird beständig gewechselt;



Vornehme Indierin.

eine reiche Dame zählt ihre Gewänder nach hunderten. Ueber kostbare, buntfarbige Seidenkleider fallen duftige Schleier, mit Gold und Silber durchwirkt. Die Lieblingsbeschäftigung aber bietet das Besehen, Anlegen und Wechseln des reichhaltigen Schmucks. Um den Arm trägt die vornehme Frau mehrere fingerdicke, silberne Reife, in jedem Ohr drei oder vier goldene Ringe; über der Stirn am Haar-

scheitel wird ein Schmuck von edlen Perlen angebracht. Der Hals trägt das goldene Ehezeichen, dazu oft noch kostbare Ketten; alle Finger, ja oft alle Fußzehen sind mit Ringen besteckt. Dazu kommt endlich der große goldene Nasenring, von einem Umfang, wie der obere Rand einer Untertasse, ja bei reichen Damen oft so groß, daß ein Kind seinen Kopf hindurchstecken kann. Man hat berechnet, daß jährlich 4000 Millionen in Indien für Schmuck verwendet werden. — Unter solchen Tändeleien vergeht in der Senana die Zeit; dazu kommt dann noch Schlafen und — Klatschen, dies letztere besonders nach Sonnenuntergang, wo man auf das flache Dach steigt, um die kühle Abendluft zu genießen. Male dir, lieber Leser, dies Frauenreich aus: an der Spitze die bejahrte Schwiegermutter, die streng das Szepter führt, dann die Zahl ihrer Nebenfrauen und Schwiegertöchter, deren Menge durch die Vielweiberei oft beträchtlich ist, etliche verwitwete Verwandte in verschiedenem Alter, endlich die Schar jüngerer Kinder aus all den einzelnen Familien, und alle diese Menschen ganz auf einander angewiesen, fast ohne jede Beschäftigung, — wahrlich, wo nicht christlicher Glaube solche Gemeinschaft heiligt, was kann sie anders sein als ein Herd für tägliche Klatschereien und Verleumdungen, mit denen diese Aermsten sich vergnügen oder auch sich erbittern bis zum furchtbarsten Hader. „Da werden die gemeinsten, greulichsten Schimpfwörter und die entsetzlichsten Flüche gewechselt. Aber so verkümmert ist das Ehrgefühl, daß wohl schon am nächsten Tage nach solch einem giftigen Wortkampf alle wieder mit einander schwatzen und lachen, als ob nichts gewesen wäre."

Eine angenehme Unterbrechung bieten die täglichen Mahlzeiten in der geräumigen Küche, zu denen sich auch die Männer einfinden. Aber meine nicht, daß die Frauen etwa mit ihnen essen dürften. Sie stehen, während jene essen, verschleiert umher und warten auf den Befehl, Speise oder Wasser zu bringen, so fremd, als ob Steinmauern zwischen den beiden Geschlechtern bis zum Himmel ragten. Nachdem sich die Männer entfernt, hocken die Frauen um die auf dem Boden stehenden Schüsseln und essen die Reste. Es ist für indische Anschauung etwas höchst Erniedrigendes, das zu essen, was ein anderer übrig gelassen, aber gerade deshalb kommt es dem Weibe zu aus Liebe und Unterwürfigkeit gegen ihren Mann. — Eine andere Abwechslung bietet sich, wenn um einen Verstorbenen Totenklage gehalten wird, zu welcher sich dann die meisten weiblichen Verwandten Monate lang jeden Nachmittag bis Sonnenuntergang zusammenfinden.

Im übrigen ist die Behandlung, welche die Frau durch ihren Mann erfährt, natürlich sehr verschieden. Es giebt Eheleute, welche

durch natürliche Zuneigung verbunden sind und bleiben; doch findet sich dies recht selten. In den andern Fällen ist die Frau das Spielzeug ihres Mannes, der sie nach Belieben freundlich behandelt oder auch schlägt, wie das indische Sprichwort bezeugt: „ich weine nicht deswegen, weil mein Mann mich geschlagen hat, sondern weil meine Nebenbuhlerin mich auslacht“, und jener gebildete Hindu, der einmal sagte: „ich schlage meine Frau nicht, wie die Heiden, sondern ich schlage sie vernünftig.“ Daher ist es denn nichts Seltenes, daß die Frau, besonders am Anfang ihrer Ehe, zu ihren Eltern flüchtet, wo sie freilich nicht bleiben darf. In einem Punkte sind alle Ehemänner in Indien, wenn nicht das Licht des Christentums bei ihnen Eingang findet, gleich: sie kennen kein geistiges Gemeinschaftsleben mit ihren Frauen. Wir können uns die geistige Unfähigkeit und Stumpfheit der meisten indischen Frauen kaum traurig genug denken. So wie sie sind, können sie auch freilich ihren Männern nichts sein, was diese allmählich selbst zu begreifen und zu beklagen anfangen. Da zeigt sich die Frucht davon, daß sie nie Unterricht gehabt; ihr Geist ist nie angeregt, vielmehr durch den Müßiggang und das dumpfe Einerlei ihrer Gefangenschaft vollends ertötet worden. Die Missionslehrerinnen erzählen uns, daß die meisten Hindufrauen beim Anfang des Unterrichts nicht weiter als bis 40 zählen können! Auch die Frauen der höheren Stände sind so völlig ohne Kenntnisse, daß sie die wunderlichsten Fragen über Indien, über Land und Leute, Sitten und Gebräuche ihres Vaterlandes stellen. Eine vornehme Dame konnte sich gar nicht klar machen, was ein Fluß sei, weil sie nie ein fließendes oder stehendes Gewässer gesehen hatte. „Man stelle sich eine Frau von 35 Jahren vor“, so erzählt die Missionarin Hanna Rhiem, „die da fragt, wie ein Baum aussieht; und eine andere, die einen Strauß Blumen mit leidenschaftlichen Küssen bedeckt, weil sie etwas Aehnliches noch nie gesehen hat.“ „Ich habe Frauen gefunden, welchen Seife sehr unheimlich war, weil sie auf so geheimnisvolle Weise den Schmutz entfernt.“ „Unser Leben ist wie das eines Frosches im tiefen Brunnen,“ sagte eine Hindufrau, „überall um uns her ist Pracht, aber wir dürfen sie nicht sehen, sie ist vor unsern Augen verborgen.“ Die Frauen verlassen ja die Senana nie, außer etwa tief verschleiert zu einem Bade oder zu einer heiligen Handlung im Tempel; ausnahmsweise kommt wohl auch eine kurze Reise vor, die ihnen aber in ihrer festverhüllten Sänfte keinen Blick in die Außenwelt gestattet. Wie ganz anders ist es dagegen bei den Männern! Viele von ihnen sind hochgebildet. Gelehrte Schulen in allen größeren Städten und eine Zahl von Universitäten verbreiten reiches Wissen. Viele Männer beschäftigen sich außer mit den großen

indischen Schriftwerken mit lateinischer, griechischer und englischer Sprache und Litteratur, mit Naturwissenschaften, Geschichte und Philosophie; Shakespeare, Milton, unser Kant werden studiert; nicht wenige Hindus erlangen den Doktortitel. Aber wenn sie das Frauenreich betreten, so lassen sie alle ihre geistigen Interessen dahinten und müssen von ihrer Höhe herabsteigen, wie zu Wesen niederer Art. Dieser geistige Abstand von der Männerwelt und daß Indien ein Land reich an Bildung und Kultur ist, dies muß recht gewürdigt werden, um empfinden zu können, in wie himmelschreiender Weise man gerade die Frauen an Herz und Geist verkommen läßt.

Aber einen lichten Punkt kennt auch das Leben der indischen Frau: auch in Indien giebt es Mutterglück und Mutterliebe. Die junge Frau wird Mutter eines Sohnes. Jetzt behandelt sie ihr Mann mit Achtung; selbst die Schwiegermutter ist freundlich gegen sie. Ihr eigener Name verschwindet; von nun an heißt sie „Krischna's (Name des Knaben) Mutter." Durch ihren Sohn hat sie eine gesicherte Stellung im Hause und Trost im Tode; denn wenn ihr ein Sohn den Scheiterhaufen anzündet (die Hindus begraben ihre Toten nicht, sie verbrennen sie), so geht der Läuterungsprozeß der Seele vor ihrem Eingang in den Himmel rascher von statten. Daher sagt das indische Sprichwort: „Der Sohn ist der Erlöser", und das bengalische Wort für „Sohn" bedeutet „Befreier aus der Hölle". Aber dafür ist sie dem Sohn auch großen Respekt schuldig. Ist er zehn Jahre alt, so muß sie ihn mit Herr anreden; er ißt mit den Männern und wird von der Mutter bedient. „Wie oft", sagt eine Missionarin, „habe ich Knaben ihren Müttern in barschem Tone Befehle erteilen hören; der Vater war dabei und billigte es durch sein Stillschweigen." Nicht leicht wird eine Mutter es wagen, ihren Sohn zu züchtigen, weil er es ja in seiner Hand hat, die Anzündung des Scheiterhaufens nach ihrem Tode zu verweigern und sie so in Unseligkeit zu stürzen. So läßt es sich die junge Mutter auch ganz besonders angelegen sein, die Gunst der Götter sich zu sichern, damit sie ihr den Sohn erhalten. Wenn aber doch das Schreckliche eintritt, daß der Tod ihr diese einzige Freude dahinrafft — wir können es kaum nachempfinden, wie verzweifelt dann das Herz eines Hinduweibes ist. Die Sonne ihres Lebens ist untergegangen.

Und dieser Fall tritt oft ein. Das Leben in den dunklen, schmutzigen Senanas ist der Gesundheit schädlich. Augenentzündungen, Fieber und schwere, innere Krankheiten, vor allem Schwindsucht, zehren häufig an dem Leben der Frauen und ihrer Kinder. Kommen vollends Pocken, Cholera und andere Epidemien, so werden diese Senanas ein wahrer Herd der Ansteckung. Der Prozentsatz der Toten

unter Frauen und Kindern ist ungeheuer groß. Die Regel, daß Männer die Frauen nicht sehen dürfen, gilt auch für den Arzt; allenfalls darf er hinter einem Vorhang stehend mit der Kranken sprechen, höchstens mal durch ein Loch des Vorhangs die Zunge sehen. In dieser trostlosen Lage sind die Armen ganz den Krankenwärterinnen überlassen, unwissenden, abergläubischen Weibern, die mit Beschwörungen und Zaubermitteln nicht sparsam sind. Und was müssen die armen Mütter durchmachen in den Stunden, wo sie am meisten der Fürsorge und Schonung bedürften! Da wird die junge Mutter, die, oft selbst noch ein Kind von 13—14 Jahren, einem Kinde das Leben geben soll, aus dem Hause gewiesen und muß ihre schwere Stunde und die ersten Wochen danach ohne Pflege, in einem dunklen, schmutzigen Schuppen des Hofes auf feuchter Erde liegend zubringen, auf einem Platze, „der kaum für eine Ziege gut genug scheint". Drei Wochen gilt sie als unrein. Dann wird sie in einer verhängten Sänfte nach einem nahen Flusse getragen. Die Träger gehen mit ihr so tief in das Wasser hinein, daß sich dasselbe ganz über sie ergießt; in ihren nassen Kleidern wird sie zurückgetragen und nach diesem Bade für rein erklärt. Viele Wöchnerinnen sinken durch die barbarische Behandlung, die ihnen zuteil wird, in ein frühes Grab. „Es ist jammervoll", sagt eine Besucherin der Senanas, „alle diese jungen Geschöpfe fürs Leben durch die Ehe gefesselt zu sehen, wenn sie noch vollauf in die Kinderstube gehören. Sie sehen darum auch bald sehr alt aus; manche, die ich für 25 Jahr und darüber gehalten, waren zu meinem Erstaunen kaum 14 oder 15 Jahre alt." Sind sie 25 Jahre alt, so sind sie nicht selten schon Großmütter, so daß ein Missionar sagen konnte: „Die Weiber hier kommen erst zu Verstande, wenn sie Großmütter werden."

Welchen Eindruck das Elend der heidnischen Frauen auf eine lebendige Empfindung macht, das zeigen die Worte der berühmten englischen Weltreisenden, Frau Isabella Bird Bishop, die sich erst vor kurzem darüber ausgesprochen hat. „Von dem furchtbaren Fluch des Heidentums", sagt sie, „wird insbesondere das weibliche Geschlecht betroffen. Ich habe in indischen Senanas und in mohammedanischen Harems gelebt und bin Augenzeugin gewesen von dem täglichen Thun und Nichtsthun der armen Gefangenen. O wie abgestumpft, wie verkrüppelt sind alle ihre geistigen Fähigkeiten! So eine Frau von zwanzig oder dreißig Jahren ist meist noch so unentwickelt in geistiger Beziehung, wie ein achtjähriges Kind, während die Leidenschaften, und gerade die schlimmsten, in ganz erschrecklicher Weise entwickelt sind, namentlich Eifersucht, Neid, Haß, Hinterlist, Unversöhnlichkeit und all die argen Dinge, die aus dem natürlichen, unerneuerten

Herzen hervorgehen und auf diesem Boden wie Unkraut wuchern. In manchen Ländern ist das so arg, daß ich kaum je in ein Frauengemach gekommen bin, ohne daß die eine oder andere mich gebeten hätte, ich möchte ihr doch irgend ein Gift geben — wozu? um das Gesicht einer Nebenbuhlerin, meist der Lieblingsfrau des betreffenden Mannes, zu entstellen, oder gar um sie selbst, oder doch ihren erstgeborenen Sohn aus der Welt zu schaffen! Beinahe zweihundertmal bin ich um einen Dienst dieser Art gebeten worden! Was alles solchen Bitten zu Grunde liegt, welch ein Abgrund von Bitterkeit und Bosheit sich da vor einem aufthut, — daran auch nur zu denken erfüllt unsereinen mit Schauer. Wie wenig können wir uns in solch ein Leben, in solch einen Tod hineindenken! Und nun die Krankheitszeiten! Wahrlich, man kann kein Christ, ja man kann kein fühlender Mensch sein, wenn man angesichts dieser Zustände sich nicht aufrafft, um etwas zu ihrer Besserung beizutragen. Ist bei uns jemand krank, so merkt mans im ganzen Haus an den leiseren Tritten, am gedämpften Ton der Stimmen, an der Sorge und Bekümmernis auf den Gesichtern. Im ganzen Morgenland, wohl in allen heidnischen Ländern, glaubt kein Mensch an eine natürliche Krankheitsursache. Jeder Schnupfen, jedes Fieber muß herrühren von einem bösen Geist, der infolge irgend einer Verschuldung von seiten des Betroffenen oder infolge von Bezauberung durch seine Feinde Macht über ihn bekommen hat. Der Kranke ist daher ein Gegenstand des Schreckens, ja mitunter des Abscheus: er wird aus dem Hause hinausgethan, in irgend eine Nebenhütte oder auch ins Freie gelegt, wird nur selten besucht, nur spärlich mit Speise und Trank versehen, mit nichts erquickt oder getröstet. Ich könnte Dinge erzählen und Zustände beschreiben, die niemand anhören kann, ohne daß der Wunsch oder Gedanke in ihm aufsteigt: Ach, wäre ich doch ein Missionsarzt! ach, könnte ich doch zur Heilung auch nur einer dieser tausend Wunden der Menschheit etwas beitragen!“

Alles Elend der indischen Frau aber ist gering zu nennen im Vergleich zu der Trübsal, die ihrer wartet, wenn sie Witwe wird.

4. Die Witwe.

Soeben ist der Gatte gestorben, wehklagend steht die Witwe bei dem Leichnam. In der poetischen Sprache ihres Volkes klagt sie unter Thränengüssen: „Du mein Geliebter, meiner Seele Sonne, meines Herzens Stern, du meiner Liebe Fürst! Warum bist du von mir gegangen? Habe ich dich nicht beglückt? Habe ich dich nicht geliebt? War ich nicht stets nahe, dich zu erquicken, wenn du müde geworden? Warum, ach warum bist du nicht geblieben?“ Sie

mag wohl so jammern, denn „vor ihr liegen nur Thränen und das Leben einer Magd.“ Dem Hindu ist ein unverheiratetes, weibliches Wesen ein Greuel. Ein Weib ohne Mann hat gar nicht das Recht, zu existieren; ist ihr Mann nicht mehr, so ist auch sie selbst nichts mehr. Und außerdem hat — das ist der allgemeine Glaube — sie ja selbst durch Sünden, die sie entweder in diesem oder in einem früheren Leben begangen, jetzt den Tod ihres Gatten verschuldet! So ist es denn eine unmenschliche Behandlung, die ihrer wartet. Kaum hat ihr Mann die Augen geschlossen, so kommen mehrere Weiber aus niederer Kaste auf den Hof. Was führt sie her? Es sind Barbierfrauen, von der Witwe mit Entsetzen erkannt. Sie scheren ihr das schöne Haar ab, sie hüllen sie in grobe Gewänder und reißen unter harten Worten der Weinenden ihren reichen Schmuck ab, vor allem die Tali, das goldene Ehezeichen. In wie barbarischer Weise das oft geschieht, hören wir von einer jungen, reichen Hinduwitwe, die es selbst an sich erfahren. „Nasen- und Ohrringe werden heftig abgerissen, Ketten und Nadeln in den Haaren mit Gewalt herausgezogen; sie nehmen sich oft nicht die Zeit, die schweren, goldenen und silbernen Armspangen von den Armen herabzuziehen; sitzen sie nur etwas fest, so werfen sie die unglückliche Frau auf den Boden, nehmen einen Stein und zerhämmern mit diesem die Arm- und Fußringe und fragen nicht, wieviele tiefe Wunden sie auf diese Weise in Arme und Füße schlagen.“ Auch die Verwandten sind erschienen. Die Witwe aber darf mit niemand reden. Desto mehr hört sie über sich sprechen. „Abscheuliche Schlange“, sagt die Schwiegermutter, „meinen Sohn hat sie getötet, und sie, das unnütze Geschöpf, bleibt zurück.“ Weint die Witwe, so schreien alle: „wie unzart, wie unweiblich, wie frech, — sie schreit nach einem Manne!“ Die unwürdigsten Gefühle werden ihr zugeschrieben. Am Verbrennungstage muß sie 200 Schritt hinter den andern Frauen gehen, damit nicht ihr Schatten auf eine andere falle, weil diese dadurch auch Witwe werden könnte.

Und dies Elend geht nicht vorüber nach den ersten Trauertagen; es bleibt! Nie wird sie wieder ein festliches Kleid tragen und sich mit den so geliebten Juwelen schmücken dürfen; alle ihre Schätze sind ihr fortgenommen worden. Lebenslang bleibt sie erkennbar an dem geschorenen Haupt, dessen Haar immer wieder von neuem abgeschnitten wird, an dem groben, weißen Gewand — dort ist weiß die Farbe der Trauer — und an dem Fehlen jeglichen Schmuckes. Keine Decke oder Matratze wird ihr zum Ausruhen verstattet; der harte Fußboden ist ihr Lager; ein eigenes Zimmer darf sie nicht mehr besitzen; nur eine Mahlzeit wird ihr täglich gereicht, aus gröberer und dürftigerer Kost bestehend, als die der andern. Alle

14 Tage hat sie einen strengen Fasttag, wo ihr niemand auch nur ein Körnlein Reis reichen darf. Dabei wird sie das Aschenbrödel, die Sklavin des ganzen Haushalts, die zu jedem Dienst gut ist. Alles dies wird weder der vornehmen Dame, noch der schwachen Greisin erlassen. Niemand sieht die Arme freundlich an; denn durch den Glauben, daß sie selbst durch ihre Sünden den Tod ihres Mannes verschuldet hat, wird jedes Mitleidsgefühl niedergeschlagen. Man hält ihr vor, daß sie noch 20mal werde als Schlange oder Tiger geboren werden. Von den Familienfesten muß sie fern bleiben, denn sie hat einen „bösen Blick“ und könnte dadurch eine etwa anwesende Braut unglücklich machen in ihrem Ehestand. Darum, wenn das Haus von einem Unglück heimgesucht wird, so heißt es: „Die Witwe ist schuld.“ Als das denkbar schlimmste Schimpfwort gilt es in Indien, wenn ein Mann „Sohn einer Witwe“ oder „Witwe“ genannt wird. So bleibt sie lebenslang unter der allgemeinen Verachtung. „Wenn einem alle Familienglieder im Hause vorgestellt werden“, sagt eine Missionarin, „und man sieht eine unter ihnen mit abgeschnittenem Haar, die einem nicht vorgestellt wird, dann weiß man, daß es eine Witwe ist. Wenn es mir leid that, daß sie so ganz unbeachtet blieb und ich fragte: „Wer ist denn diese?“ dann sagten sie einfach: „Die ist verdorben!“ d. h. die ist Witwe.“

Dieselbe Missionarin fand in einem Hause alle Frauen, selbst das fünfjährige Töchterchen, auf einem Teppich sitzen, nur die Großmutter, eine Frau von 36—37 Jahren, saß ohne Schmuck abseits. Sie durfte den Teppich nicht berühren, denn sie war eine Witwe! Es giebt Familien, in denen man freundlich gegen die Witwen ist. Aber einen Anspruch darauf haben sie nicht. Sie sind rechtlos und schutzlos. In die Tiefe des Abgrunds aber läßt uns erst eine Thatsache blicken, die nicht verschwiegen werden darf, welche Missionar Handmann mit den Worten mitteilt: „Schutzlos ist die — oft so junge — Witwe den Nachstellungen ihrer männlichen Hausgenossen ausgesetzt. Sie fällt in Sünde und — um ihre Schande zuzudecken und der strengen Zucht der Kaste zu entgehen, ermordet sie ihr Kind. So berechnet ein Brahmane, daß in den letzten 15 Jahren 12 542 derartige Kindermorde ans Licht gebracht worden seien.“ Diese Mitteilung stammt aus jüngster Zeit (1889). Damit und mit der ganzen sonstigen Lage hängt auch die große Zahl der Selbstmorde unter den Witwen zusammen. Von 1700 Fällen des Selbstmordes in Bengalen im Jahre 1873 kamen 1112 auf Frauen und Witwen. *)

---

*) Noch vor kurzem schrieb selbst eine Hinduzeitung: „Selten vergeht ein Tag in Kalkutta, ohne daß eine verheiratete Frau sich das Leben nimmt.“

Und mit diesem allen vergleiche man, wie das Wort Gottes sich der Witwen annimmt: „Schaffet Recht den Witwen und Waisen“, — „Ehret die Witwen, welche rechte Witwen sind“, vergleiche damit, welch beweglichen Klang für unser Ohr das Wort hat: „Und sie war eine Witwe!“

Und nun die große Zahl der Witwen in Indien! Zwischen einem Knaben von 5 Jahren und einem Mädchen von 4 Jahren war die Verlobung gefeiert worden, welche sie zu Eheleuten machte. Man hatte beiden Kindern so viel Zuckersachen gegeben, daß der Knabe infolgedessen in derselben Nacht starb. Und das kleine Mädchen, — sie war fürs ganze Leben Witwe geworden! So gebietets der herrschende Brauch. Die Zahl der Witwen wächst dadurch ins Ungeheure. Hörten wir doch schon früher, daß oft ein 5—6jähriges Mädchen mit einem alten Manne, vielleicht einem Sechzigjährigen, verheiratet wird. Stirbt der Greis, so muß das Kind lebenslang Witwe bleiben. Eine Wiederverheiratung der Witwe, selbst solcher sogenannten „Mädchenwitwen“, gilt nach den religiösen Vorschriften der Hindus für unerlaubt und würde unauslöschliche Schande über die Witwe und alle Beteiligten bringen. (Zwar wurde schon im Jahre 1856 die Wiederverheiratung durch die englische Regierung gesetzlich ermöglicht, doch wagt so gut wie niemand, davon Gebrauch zu machen). Solcher armen, kleinen Witwen unter neun Jahren gab es bei der Volkszählung im Jahre 1891 in Indien 51 875, und 10 165 unter 4 Jahren! Eine Missionarin fand eine blutjunge Witwe, die sich überhaupt nicht erinnern konnte, jemals etwas anderes, als eine Witwe gewesen zu sein; mit 2 Jahren war sie verlobt worden, mit 3 Jahren wurde sie Witwe. Auch diese Mädchenwitwen müssen den ganzen Druck und Fluch des Witwenstandes tragen; nichts wird ihnen erlassen. Eine Mutter beklagte sich über die Ungezogenheit ihres fünfjährigen Töchterleins: „Sie hat wirklich am Todestage ihres Mannes nach Essen geschrieen.“ Und diese Beklagenswerten wissen, was auf ihnen liegt. Das Missionshaus in Bombay wurde nach einer furchtbaren Hungersnot der Zufluchtsort für viele arme Kinder. Darunter war ein sechsjähriges Mädchen, welches von den andern abgesondert in einer Ecke weinte und unaufhörlich rief: „Ich bin eine Witwe, und jedermann verachtet mich“, — und immer wieder rief ein Christenkind ihr zu: „Aber Jesus Christus liebt kleine Kinder.“

Die Gesamtzahl aller Witwen in Britisch-Indien betrug im Jahr 1891 23 Millionen, d. h. den sechsten Teil der weiblichen Bevölkerung. Spanien und Portugal zählen etwas über 21 Millionen Einwohner. Die indischen Witwen würden also völlig hinreichen, um diese beiden Königreiche zu besetzen. Unter der genannten Zahl

befanden sich mehr als 664 000 unter 20 Jahren. Man wird nicht oft in Indien ein Haus finden, wo nicht wenigstens eine Witwe ist.

Da das Weib ohne Mann nach indischen Begriffen gar kein Recht hat zu existieren, so können wir es auch verstehen, wie die indische Sitte der Witwenverbrennung (Satti) entstanden ist. „Gute Frauen sollen keine Witwen bleiben“, so heißt es in einem indischen Gedicht; „sie sollen sich, die Hände mit reiner Butter gefüllt, ins Feuer stürzen. Geschmückt mit Juwelen verrichte die Witwe ein Gebet zu allen Göttern und denke: Das Leben ist mir nichts, mein Herr und Gebieter war mein alles.“ Bis zum Jahre 1829 sind alljährlich große Scharen von Witwen ihren Männern so in den Tod gefolgt, in Nieder-Bengalen allein jährlich 700. Seitdem ist dieser Gebrauch durch das strenge Verbot der indischen Regierung unterdrückt worden. Aber die indischen Frauen sind nicht glücklich darüber. Viele grollen den Engländern, diesen Fremdlingen, welche ihnen nicht mehr erlauben wollen, den Ausweg aus allem Witwenelend in einem ehrenvollen Tod zu suchen. Nun bleibt der Fluch auf ihnen liegen. „Die Todesstrafe ist in lebenslängliches Zuchthaus verwandelt“, so hat man mit Recht gesagt. So schleppt denn die Witwe ihr Leben hin bis zum einsamen Tode. Ohne Trauerfeierlichkeiten tragen Männer der niedersten Kaste ihren Leichnam zum Scheiterhaufen.

Das ganze Leben der indischen Frauen faßt eine Augenzeugin in folgende Worte zusammen: „Die Töchter Indiens sind unwillkommen bei ihrer Geburt, bleiben ohne Unterricht in ihrer Kindheit, werden durch ihre Verheiratung nur Sklavinnen, sind verflucht als Witwen und sterben unbeweint.“

5. Trost der Religion?

„Aber in dem allen überwinden wir weit um deswillen, der uns geliebet hat“, sagt St. Paulus. Er kennt auch Elend und Jammer, aber er kann überwinden, weil er eine Liebe kennt, die von oben ist. Und hat es in der Christenheit nicht zu allen Zeiten auch Frauen gegeben, die wie die indischen unter Mißachtung und Mißhandlung, unter viel Druck und Elend gelebt haben? Und doch, bei vielen von ihnen war es also: ihr innerer Mensch konnte in dem allen überwinden; ihr Leben war mit Christo verborgen in Gott. Den Ausschlag giebt nicht die äußere Lebenslage, sondern das inwendige Leben. Wie steht es nun mit diesem bei der indischen Frau? Ihr äußeres Leben von der Wiege bis zum Scheiterhaufen ist uns jetzt bekannt. Nun ein Blick in ihr inneres Leben! Vor allem: erfährt sie die Kraft und den Trost der Religion?

Ein hochgebildeter, bekehrter Hindu, der nach Europa kam, sagte einmal: „Ihr Christen müßt nicht wähnen, daß bei uns draußen eitel Nacht der Sünde und der Unsittlichkeit sei. O, wir Heiden haben auch unsre Tugenden! Brauche ich doch nur an meinen verstorbenen Vater zu denken: was war das für ein rechtschaffener Mann! Aber was uns fehlt, das ist Heilsgewißheit, das ist der Trost im Leben und der Trost, mit dem man sich beruhigt auf das Sterbekissen legen kann.“ Der Mann hat den Kernpunkt getroffen! Das ists, was den Heiden fehlt. Und das ists, wodurch auch für all die armen indischen Frauen ihr Elend erst wirklich zum Elend wird: der Trost fehlt ihnen, der Trost, der aus der Heilsgewißheit kommt: ich bin des großen Gottes Kind, und dadurch kann ich überwinden.

„Wie jemand ist, so ist sein Gott; darum ward Gott so oft zu Spott.“ Die Hindus, wie alle Heiden, wie auch alle Christen, die der Offenbarung nicht gehorsam sind, denken sich Gott so, wie sie selbst sind. Das natürliche Wesen des Menschen ist Selbstsucht. Deshalb ist die Grundanschauung der Hindus, wie aller Heiden, von ihren Göttern die, daß sie selbstsüchtig seien. Gott sucht überall seinen Nutzen und Gewinn, und zwar dadurch, daß er den Menschen schadet. So muß man es denn mit einer Art Bestechung bei ihm versuchen, damit er den Menschen in Ruhe läßt. Auch sind die Götter neidisch. Ja, wenn ein Hindu sich unter seinesgleichen offen ausspricht, so wird er fast wörtlich sagen: „Wir haben wenig Ursache, die Götter zu lieben. Sie sind fast alle boshafte, rachgierige, eifersüchtige Wesen, die ihre Freude daran haben, uns zu plagen und die uns nicht das geringste Glück gönnen.“ Darum hat man nun sein ganzes Leben lang damit zu thun, sie oder ihre Stellvertreter, die Priester, zu gewinnen und zu besänftigen. Dazu giebt es zwei Mittel: reiche Opfergaben und Selbstpeinigungen. „Wenn wir uns selbst peinigen oder thun, was uns zuwider ist, dann verschonen die Götter uns mit Leiden. Je schwerer unsere Büßungen, desto weniger werden wir auch um unserer Sünden willen in künftigen Geburten zu leiden haben.“

Diese Anschauungen herrschen nun auch im indischen Frauengemach, im indischen Frauenherzen. Kaum hat die junge Mutter angefangen, des ihr geschenkten Kindes sich zu freuen, so beschleicht sie auch die Sorge, die Götter könnten es ihr wieder nehmen, wenn sie aus irgend einem Grunde nicht versöhnt oder nicht genug beschenkt wären. So sendet sie denn den Priestern Geschenke, sie fastet und betet, sie trägt das Kind vor das abschreckende [illegible] ihres Hausgötzen, lehrt es seinen Namen mit lallender Stimme sprechen, seine kleinen

Händchen zu ihm erheben, Reis und Blumenopfer ihm darbringen. Sie hält fleißig ihre heiligen Waschungen, sie macht wohl weite Wallfahrten zur heiligen Ganga (Ganges), um dort zu baden, denn dieses Baden wäscht die Sünden weg samt den Folgen der Sünde; du kannst sie sehen auf den Thürschwellen des Tempels ihre Stirn reiben



Eine indische Mutter lehrt ihr Kind vor dem Götzen Ganesa niederknieen.

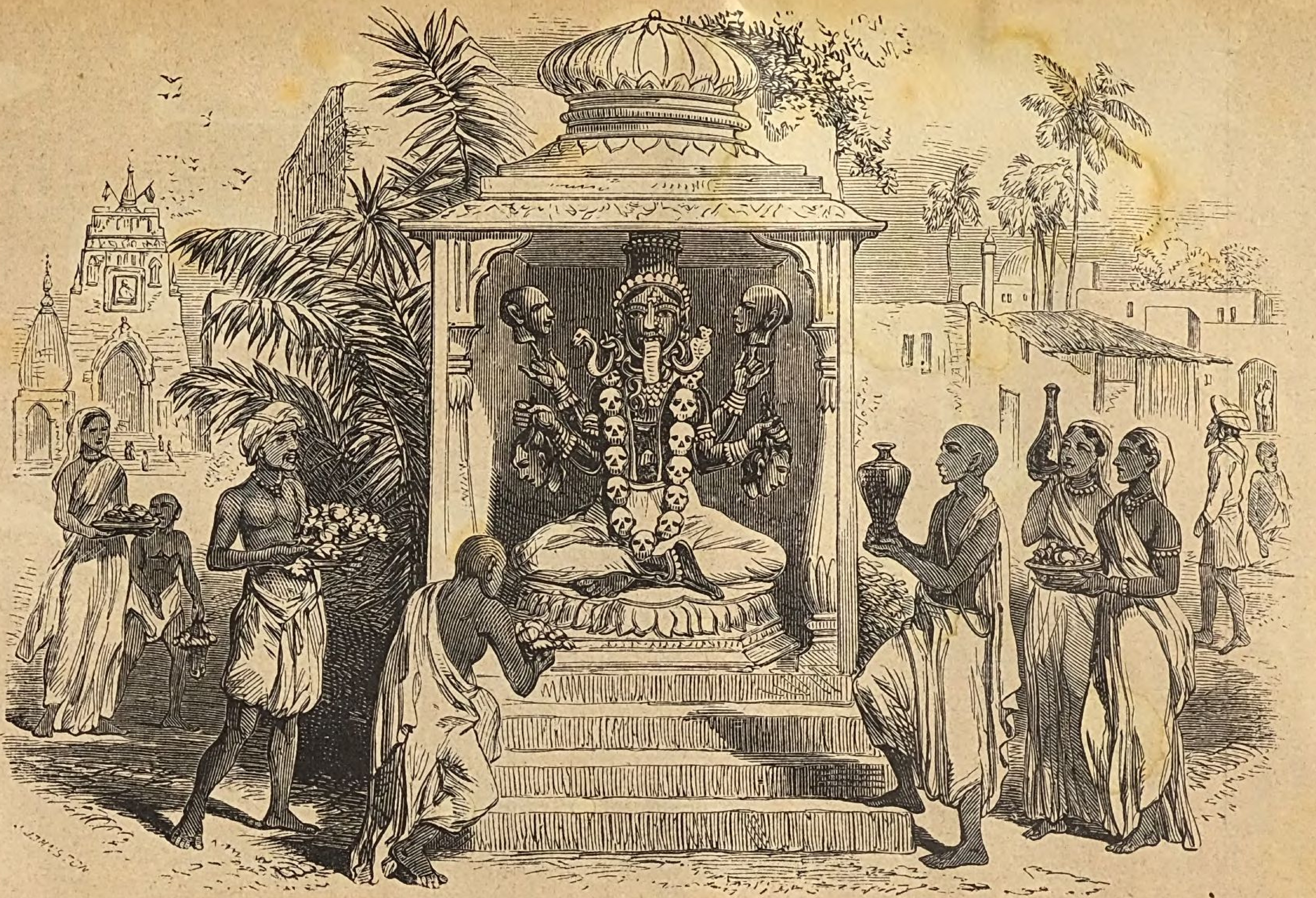
und den Staub des Tempels auf ihr Gesicht bringen, — das alles, um die Götter sich geneigt zu machen! Trotz alledem — das geliebte Kind wird krank! Was thut die Mutter nicht alles in der Angst ihres Herzens! Sie wird dir sagen: „Täglich bin ich vor Sonnenaufgang aufgestanden, habe in kaltem Wasser gebadet und bin um den heiligen

Feigenbaum herumgelaufen. Zwei Stunden nach Sonnenaufgang schickte man mich schon wieder, dasselbe zu thun bei einem andern heiligen Feigenbaum in der Nähe des Tempels. Dort war ich (diese Bäume bieten fast gar keinen Schatten) der Glut der Sonnenstrahlen ausgesetzt, 108 Mal habe ich ihn umkreist, bis ich erschöpft war." Sie wird dir von ekelhafter Speise erzählen, die sie genommen und die wir vor Ekel nicht einmal auszusprechen im stande sind. Ist nun aber doch alle diese Selbstqual vergeblich, und das geliebte Kind, vielleicht der einzige Sohn, stirbt, — wie schaut die Mutter ihrem Kinde nach? Weiß sie, wo es ist, hofft sie auf ein Wiedersehen? Ach, wenn sie einmal sterben wird, dann ist ja die Seele des Kindes durch die Seelenwanderung schon längst in ein anderes Wesen übergegangen. Auf ein Wiedersehen keine Hoffnung!

Und bei alledem die überall festgeglaubte Lehre: alles Unglück ist Strafe, Strafe für Sünden, die in einem früheren Dasein begangen worden sind. Tod des Kindes, des Mannes, unerfüllte Hoffnungen, alles ist die Rache, die noch nachträglich den Menschen ereilt, — eine Anschauung, bei der sich ein armes Menschenherz, wenn anders es nicht stumpf dadurch wird, wahrhaft zermartern muß.

Solch ein Leben in der Trostlosigkeit, — ist das Gottes Wille?

Besonders gefürchtet ist die Göttin Kali. Es wird allen Hindus, Männern wie Frauen, sehr schwer, sich von der Furcht zu befreien, welche diese schreckliche Göttin ihnen einflößt. Sie sendet Krankheiten und böse Geister, um sich an denen, von denen sie sich beleidigt fühlt, zu rächen. Sie ist dargestellt als ein riesenhaftes Weib, das vier Hände hat: in einer Hand hält sie einen abgeschlagenen Kopf, in der andern ein blutiges Messer, die übrigen zwei Hände sind hochgehoben und leer. Einen Kranz von 40 blutigen Köpfen trägt sie auf dem Haupt, und um ihre Hüften einen Gürtel von Menschenhänden. Ihre nach Blut lechzende Zunge ist so weit herausgestreckt, daß sie fast ihre Brust berührt. Sie ist die Göttin der Zerstörung und der Rache. Wenn ein schweres Unglück die indische Frau trifft, so kommt es von der Kali, welche durch Opfer versöhnt werden will. Oder möchte ein armes Weib einen Lieblingswunsch erfüllt sehen, so gelobt sie wohl der Kali ein Opfer, das ihr recht sauer wird; besonders „wer der Göttin Kali Menschenblut opfert, mit dem ist sie 1000 Jahre lang zufrieden". Und man bringt ihr dies Opfer. So erzählt eine Missionarsfrau, Frau Weitbrecht, von einem Spaziergang, der sie in die Nähe eines schönen Berges brachte: „Einige Frauen begegneten uns, und meine Freundin sagte zu einer derselben, die ein kleines Kind auf dem Arme trug: „Sie sehen so



Anbetung der Göttin Kali.

traurig aus? Was bekümmert Sie? Sie haben ja solch liebes, kleines Söhnchen?" „Ach", war die Antwort, „es ist nur noch vier Wochen mein Eigentum, und das ists, was mir das Herz bricht. Als ich unsre Göttin Kali bat, mir einen Sohn zu schenken, gelobte ich ihr, ihn von jenem Berge dort herabzuwerfen, als ein Opfer für sie, damit sie mir mehr Söhne gäbe. Nun ist die Zeit nahe, daß ich es thun soll, und unsre Priester wollen mir das furchtbare Opfer nicht erlassen!"

Wenn wir Christen den Gott der Barmherzigkeit um etwas bitten und ihm dann wohl auch manchmal ein Versprechen geben, halten wir dies immer so, wie dies arme Weib ihrer grausamen



Ein Hinduweib, ihr Kind opfernd.

Göttin jenes schreckliche Versprechen hielt? Die Treue kann uns beschämen, aber die entsetzliche Verblendung, die bis zu solchem Opfer schreitet, — ist das Gottes Wille?

Und wie wird es sein, wenn einmal der Tod kommt, wenn er vielleicht die elende Witwe endlich dahinnimmt? Wird sie ihn als eine Erlösung begrüßen? Wird dabei irgend ein Hoffnungsschimmer ihre Seele erhellen? O bedenken wir, was ihr tausendmal ins Gesicht geschleudert worden ist, daß sie wegen ihrer Sünden Witwe geworden, daß sie als Schlange, als Tiger wird wiedergeboren werden. Meinen wir, daß solche beständig wiederholten Reden an ihr spurlos vorübergegangen sind, daß sie gar nicht in ihrer Seele gehaftet? Dumpf und stumpf, bereit, alles über sich ergehen zu lassen, so werden die

meisten dieser Aermsten in den Tod gehen. Ist das die Hoffnung des ewigen Lebens, zu welcher wir berufen sind? Ist das Gottes Wille?

Endlich: wie steht es bei den Bewohnerinnen der Senanas um das Gebet? Kann die indische Frau im Gebet, diesem „Atem der Seele", sich stärken inmitten all ihrer Mühsale?

Das Gebet der Hindus besteht im wesentlichen in nichts andrem, als darin, daß der Name ihres Gottes, zumal ihres Lieblingsgottes, unzähligemal gemurmelt oder gerufen wird. Die auserwählte Kaste, die Brahmanen, haben das Recht, die Gebete zu sprechen, welche in den uralten Religionsbüchern, den Veden, in der Sprache des Sanskrit stehen und die doch wenigstens etwas mehr enthalten als Namensanrufungen. Sie lernen diese Gebete auswendig und brauchen dieselben täglich in pünktlicher Ordnung an fünf Tageszeiten; freilich verstehen die allerwenigsten wegen der uralten Sprache den Inhalt. Die übrigen Kasten, aber auch die Frauen der Brahmanenkaste, dürfen solchen Gebetsspruch aus den Veden weder hören, noch in den Mund nehmen. Sollten aber auch mal einige Gebetsbrocken ihren Weg ins Frauenreich finden, das kommt doch in kein Hinduherz, in kein Frauenherz dort, daß wir mit unsern eigenen Worten und Anliegen uns an das Vaterherz Gottes wenden dürfen. Fast immer macht jenes stets wiederholte Rufen des Namens eines Gottes das ganze Beten aus, und je öfter man denselben hersagt, desto größer ist das Verdienst und die Aussicht auf Erhörung. Ein Hindu, der jetzt ein getaufter Christ ist, hatte den sehnlichen Wunsch, den Gott Wischnu selbst zu schauen, den er treu verehrte. Ein Priester gab ihm, damit er das erreiche, auf, einen gewissen heiligen Spruch 800 000 mal zu wiederholen. Drei Monate lang mühte er sich damit ab, doch der Gott wollte ihm nicht erscheinen. Auf seine Klage darüber erwiderte ihm der Priester, er müsse in der Aussprache einen kleinen Fehler gemacht haben, und wenn er den Gott sehen wolle, so bleibe nichts übrig, als die ganze Gebetsübung noch einmal zu machen. Das ist ein Beispiel, wie die Hindus das Gebet ansehen. In dieser Art müssen wir uns auch das Gebet einer betrübten Mutter oder eines kranken Weibes in der Senana denken, die unter taktmäßigem Händeklatschen und schrecklichem Augenverdrehen, was mit dazu gehört, etwa ruft:

Heilger Rama, Rama, Rama, Heilger Rama, Mondesgleicher,
Heilger Rama, Rama, Rama, Heilger Rama, Strahlengleicher,
Heilger Rama, Rama, Rama, Heilger Rama, Schöngestalter,
Heilger Rama, Rama, Rama, Heilger Rama, Feindespalter,

und in ähnlicher Weise so fort, bis sie schließt:

Heilger Rama, Rama, höre, Heilger Rama, höre mich!

Gott, der das Schreien der jungen Raben hört, wird auch auf die armen indischen Frauen merken, wenn sie in ihrer Blindheit also schreien! — mit diesem Troste hat sich einmal eine Missionarin getröstet! Aber ich frage: wenn wir, die wir Gott kennen, unsere indischen Schwestern so schreien lassen, wie die jungen Raben, und führen sie nicht zu dem, zu welchem auch sie sagen dürfen „unser Vater", — ist das Gottes Wille?

Nein, das ist Gottes Wille nicht, sondern Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und daß alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Und das Werkzeug dazu, daß der gnädige und gute Wille Gottes an den Heiden erfüllt werde, will die Mission sein. Sie will eindringen auch in die Kerker dieser gefangenen Frauen, will durch Unterricht ihren Geist wecken und vor allem durch das selige Evangelium von dem Sohne Gottes ihnen den Trost bringen statt der Trostlosigkeit und die Freude in Gott statt der Verzweiflung.

Noch eins aber, bevor wir von dieser Missionsarbeit hören. Wie bedürftig der Hilfe die indische Frau ist, haben wir gesehen. Nun auch ein kurzes Wort davon, wie würdig dieser Hilfe, wie liebenswert sie ist, welche schönen und edlen Züge sich in dem Bilde der indischen Frau finden.

6. Ein Blick in indische Vergangenheit.

Nicht immer haben sich die indischen Frauen in solchem Zustand der Unterdrückung und geistigen Verkümmerung befunden, wie jetzt. Die Heldengedichte einer früheren Blütezeit des indischen Volkes geben uns ein ganz anderes Bild sowohl von ihrer Stellung, als von ihrem Charakter. Das schmähliche Mißtrauen, welches zu ihrer völligen Abschließung führte, war noch nicht vorhanden; sie durften sich frei bewegen, wurden auch bei Ehebündnissen nach ihrer Herzenswahl gefragt. Das Bild ihres Wesens, wie es die Heldenlieder uns vorführen, ist es wert, daß auch Missionsfreunde es kennen lernen, denn in ihm treten uns die ursprünglichen Züge ihres Charakters entgegen, Züge, welche durch die Kraft des Evangeliums wieder lebendig gemacht und verklärt werden sollen.

Zu den schönsten Heldengedichten gehört Sawitri, etwa 400 Jahre v. Chr. gedichtet. Sawitri, eine Königstochter von strahlender Schönheit, hat ihr Herz dem Königssohn Satjavat zugewendet, muß jedoch aus dem Munde eines weisen Mannes hören, daß Satjavat

nach der Götter Rat schon in Jahresfrist sterben soll. Dennoch erklärt sie, unwandelbar ihm zu gehören, und der Weise selbst sagt zu dem trauernden Vater:

„ . . . Sie ist stark und groß,
Zu ertragen jedes Los.
Und ein Jahr mit ihm zu leben,
Den durchstrahlt der Tugend Licht,
Kann ihr höh're Wonne geben,
Als ein langes, langes Leben
Ehegatten sonst verspricht." *)

So wird die Hochzeit gefeiert, und das erste Jahr der Ehe geht bald dahin. Als der letzte Tag desselben anbricht, geht Satjavat mit der Axt in den Wald; Sawitri, die ihrem Gatten von dem Schicksalsspruch nichts gesagt hat, aber nun das Eintreffen desselben erwartet, geht brechenden Herzens und wankenden Fußes mit ihm. Während er einen Baum zu fällen beginnt, fühlt er einen stechenden Schmerz im Kopf; er begehrt zu ruhen, zärtlich legt sie sein Haupt in ihren Schoß, in tiefem Sinnen über ihn gebeugt. Plötzlich erblickt sie eine furchtbare Gestalt im roten Kleide, mit einer Schlinge in der Hand, neben sich. Ihres Herzens Stimme sagt ihr, wer es sei: es ist Jama, der Fürst des Totenreiches. Er beginnt die Seele aus dem Leibe zu ziehen, bindet sie in seine Schlinge und eilt mit ihr davon. Sie

Folgte dann als wie im Flug
Ihm, der seine Seele trug.
Jama wandte sich und sprach:
„Warum folgst du mir so nach?
Nichts hab' ich mit dir zu thun,
Halt' die Totenfeier nun."

Doch die Zarte sprach: „Ich kann
Nicht verlassen meinen Mann,
Seine Seele zieht mich nach."
Als die Zarte also sprach,
Ließ der Grimme es geschehn,
Ohne doch sein Haupt zu drehn.
Weiter eilt' er wie im Flug;
Doch die Liebe, die sie trug,
Ließ sie nicht im Lauf ermatten,
Und sie sprach zum Fürst der Schatten:
„O wie dankbar bin ich dir;
Ist mir's doch, als wüchsen mir
Flügel an den Füßen."

*) In deutscher Uebertragung von L. v. Plönnies. (Leipzig, H. Zieger. 1867. 3. Aufl.)

Jama wandte sich darauf
Unwillkürlich nach der Süßen,
Etwas hemmend seinen Lauf.
Seinem schnellen Laufe nah
Sprach die Vielgetreue da:

„Du bist der Herr, der nur sich zeigen muß,
Daß selbst ein fürstlich Haupt sich neigen muß.
Du bist der Kalte, Allerstarrende,
Vor dem erstarren jeder Reigen muß.
Du bist der stumm sein Volk Erharrende,
Vor dem verstummen Ton der Geige muß.
Der Seelendurst'ge, Herzentrennende,
Der Schreckbild werden allen Feigen muß,
Der selber keine Schmerzen Kennende,
Der Mitleid doch mit meinen zeigen muß."

Jama wandte sich darauf
Zu der holden Sprecherin
Etwas hemmend seinen Lauf . . .
„Weil du meine Macht gepriesen
Und ich deine Treu' erprobt,
Will ich eine Gnad' dir geben,
Nur nicht deines Gatten Leben."

Sie erbittet für ihren blinden Schwiegervater das Augenlicht. Jama gewährt ihr die Bitte, knüpft aber die Mahnung daran, nun heimzukehren.

Doch die Vielgetreue sprach:
„Wollt' ich heim, ich könnte nicht,
Seine Seele zieht mich nach,
Und mein dankbar Herze spricht:

„Aller Götter lieblichster ist Kama,*)
Aller Götter furchtbarster ist Jama.
Doch verwundet uns mit Blumenpfeilen
Oft unheilbar der holdsel'ge Kama,
Während alle heißen Wunden heilen,
Sanft berührt von deiner Hand, o Jama!
Denn ein Sohn des Himmels und der Täuschung
Ist der Wonn- und Schmerzenspender Kama,
Während aller Täuschung schafft ein Ende
Der Befreier kranker Herzen, Jama.
Unerbittlich, nur nach Laune, sendet
In die Herzen Blumenpfeile Kama,
Gnädiger als er vielleicht noch wendet
Schmerz in Wonne der allmächt'ge Jama."

Jama wandte sich darauf
Nach der holden Sprecherin,
Etwas hemmend seinen Lauf . . .

*) Kama der Gott der Liebe.

Noch zweimal läßt er sie eine Gnade erbitten, um sie aber dann desto dringender zur Heimkehr aufzufordern. Doch abermals wagt sie, kühn gemacht durch die bisherige Erhörung, die neue Bitte:

Wenn wir hoch die Götter ehren, nie im Leid verzagen wir,
Denn in Demut ihre Lehren tief im Herzen tragen wir!
Flehn der angsterfüllten Seele fliegt gen Himmel wie ein Pfeil,
Von der himmlischen Erhörung haben tausend Sagen wir!
Gleich wie Menschen Blumenkränze flechten für ein teures Haupt,
Also Götter Gnad' um Gnade, ihre Kränze tragen wir.
Wenn bei Tulp' und Hyazinthe noch die süße Rose fehlt,
Dann die Bitt' um höchste Gnade, um die Rose wagen wir.
Meines Gatten Leben hältst du, gieb's als Rose meinem Kranz,
Und die volle Blumenkrone deiner Gnade tragen wir."

Jama blickte unverwandt
Auf die Flehende und sprach:
„Solche Treu', o Sawitri,
Fand ich unter Menschen nie.
Deiner Bitte geb' ich nach."

Und sie rief voll sel'gem Glück:
„Giebst du wirklich ihn zurück,
Meine Seele, meine Wonne,
Meines Herzens Strahlensonne?
Ach, das schwache Menschenkind
Weint, weil Götter gnädig sind."

Und er sprach: „Ich will dir geben
Mit der teuren Seele Leben
Hohes Alter, Ruhm und Frieden,
Die von Göttern euch beschieden." . . .

Drauf band er die Seele los,
Gab zurück sie und verschwand.

Mit der schwer errung'nen sank
In Entzückung sie aufs Knie;
Rief: „O Göttin, habe Dank!
Retterin aus höchster Not,
Lieb' ist stärker als der Tod!"

Mit der Seele flog alsbald
Sie zurück zum grünen Wald,
Kam zur Stelle, wo im Schatten
Lag der blasse Leib des Gatten.
Und sie legt auf ihren Schoß
Sanft sein Haupt, — die Seele zog
In den Körper wieder ein,
Und ein leiser Seufzer flog
Als der erste Lebensbote
Zu verkünden den Verein.
Drauf der neubelebte Tote
Schlug erstaunt die Augen auf,
Sah ins teure Angesicht,

Ins geliebte Augenlicht,
Frug: „O Süße, schlief ich lang?“
Sie erwiderte darauf:
„Wohl, Geliebter, lang und bang!
Sieh, die Sonne ist gesunken,
Durch die hohen Bäume dort
Blitzen goldne Sternenfunken,
Komm, mir graut vor diesem Ort!“

Es ist wohl nicht zu hoch gegriffen, wenn man diese Dichtung zu den innigsten und zartesten rechnet, die aus Menschenherzen gekommen sind. Und zugleich giebt sie uns ein Bild des indischen Frauengemüts. Wenn in der Vorstellung des indischen Volkes ein Frauenbild lebt, wie diese Sawitri, dann ist solche Treue und Holdseligkeit auch irgendwie bei Indiens Frauen einmal zu finden gewesen, und war das der Fall, so kann sie wohl durch die Sünde verschüttet und entstellt sein, muß sich aber im Keime schlummernd im indischen Frauengemüt noch finden. Dazu stimmt auch, was Augenzeugen erzählen. „Ich habe diese Augen mit ihrem sanften, liebevollen Ausdruck so gern“, schreibt eine Missionslehrerin, und alle sind einstimmig darin, uns von den edlen Gesichtszügen, den großen Augen voll Sehnsucht und Freundlichkeit und den reichen Geistesgaben zu erzählen, die sie bei indischen Frauen gefunden. Der englische Gouverneur, Sir Bartle Frere, schreibt: „Ich glaube, daß das Hinduvolk (die Frauen werden vorher ausdrücklich eingeschlossen) durch viele edle Eigenschaften ausgezeichnet ist, einen hohen Idealismus, besondere Stärke in der Selbsthingabe, außerordentliche Kraft im Erdulden, gepaart mit natürlicher Begabung für Sanftmut, Freundlichkeit, Zartgefühl, — Tugenden, auf welche unser Heiland das unauslöschliche Siegel seines Wohlgefallens gedrückt hat in seiner Bergpredigt.“

Dies zur notwendigen Ergänzung des traurigen Bildes, das sich in den ersten Abschnitten uns aufgethan. Und hier liegt zugleich die Hoffnung der Mission! Wie die Sünde das Leben des einzelnen so verwüsten kann, daß die Ideale seiner Jugend zertrümmert daliegen und er sich selbst nicht wiedererkennt, so vergiftet sie im Lauf der Jahrhunderte auch ganze Völker derart, daß alle edlen Züge, die anfänglich vorhanden gewesen, wie geschwunden scheinen. Aber „wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist die Gnade noch viel mächtiger“, die Gnade des Gottes- und Menschensohnes, der da sagen kann: Siehe, ich mache alles neu!

Diese von Jesu Christo ausgehende Erlösungsgnade hat angefangen, auch unter Indiens Frauen zu wirken in der hoffnungsreichen Arbeit der Mission.

II. Christliche Frauenmission in Indien.

Wenn sonst Missionare zu den Heiden kommen, so wenden sie sich in der Regel in gleicher Weise an die Frauen, wie an die Männer. Anders ist es in Indien. Besonders in den nördlichen Landesteilen, wo die Abgeschlossenheit der Frauen aufs strengste durchgeführt wird, ist es wie für jeden Mann, so auch für den Missionar völlig unmöglich, sich den Frauen mit der Botschaft des Heils zu nähern. Wer soll nun diesen Armen, die es gerade am meisten bedürfen, die erlösende Gnade in Christo bringen? Das müssen christliche **Frauen** thun! Soweit es möglich ist, übernehmen die Frauen der Missionare diese schöne Arbeit; aber ihre häuslichen Pflichten müssen voranstehen, und was ihnen an Zeit und Kraft übrig bleibt, reicht nicht zum kleinsten Teile aus, um die Arbeit zu bewältigen. So hat man es denn immer mehr erkannt: soll den 140 Millionen von indischen Frauen, Mädchen und Witwen wirklich geholfen werden, so müssen christliche Frauen und Jungfrauen es als ihren besonderen Lebensberuf übernehmen, sie zu unterrichten, in ihren Senanas ihnen das Evangelium zu bringen, auch in Krankheiten ihnen leibliche Hilfe zu gewähren. Es hat eine Zeitlang gedauert, bis dies in weiteren Kreisen anerkannt wurde. Der Gedanke war zu neu, daß auch Frauen und Jungfrauen im Missionsdienst einen direkten Beruf erfüllen sollten. Eine der englischen Bahnbrecherinnen, welche in Glauben und warmer Liebe einsam das Werk begann, war Mary Cooke, spätere Frau Wilson. Als sie im Jahre 1821 in Indien ans Land stieg, um als die erste unverheiratete Lehrerin indische Mädchen zu unterrichten, gaben ihr wohlwollende Freunde den Rat, sich auf dem Schiffe, das sie nach Indien gebracht, sogleich ein Rückbillet zu sichern, denn sie werde sehr bald sehen, daß ihr Unternehmen aussichtslos sei. Aber hat man nicht noch vor siebzig Jahren über die Mission im allgemeinen ganz ebenso den Kopf geschüttelt, auch in christlichen Kreisen? Wie die Mission im allgemeinen siegreich durchgedrungen ist, so hat auch die Frauenmission mehr und mehr die Herzen gewonnen und ist nun im Lauf der Jahre ein gewaltiges Werk geworden.

Es war billig, daß vor allem die Engländer, denen Indien gehört, in die Arbeit eintraten; die Amerikaner folgten ihnen. Mehrere Frauenmissionsgesellschaften bestehen jetzt in England und Amerika, welche mit großer Opferfreudigkeit ihr Werk treiben. In Deutschland war es der warmherzige Basler Missionsinspektor und spätere Generalsuperintendent Hoffmann, welcher in einer 1841 erschienenen Schrift „**Die Erziehung des weiblichen Geschlechts in Indien;**

ein Aufruf an die christlichen Frauen Deutschlands und der Schweiz“ eindringlich auf das Elend der indischen und überhaupt der heidnischen Frauen hinwies. Infolgedessen bildete sich in Basel ein Frauenverein für Erziehung des weiblichen Geschlechts in den Heidenländern mit mehreren Hilfsvereinen in Süddeutschland und der Schweiz, welcher 1842 die erste Lehrerin nach Indien aussandte und seither eine ganze Anzahl nachfolgen ließ, auch nach Westafrika. Doch ist dieser Verein nie als selbständige Missionsgesellschaft aufgetreten, sondern als Hilfsverein der Basler Missionsgesellschaft. Im Jahr 1842 wurde in Berlin der „Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande“ gegründet, welcher nun seit mehr als 50 Jahren daran arbeitet, christliche Frauenherzen für das Werk unter unsern heidnischen Schwestern zu erwärmen und nach seinen Kräften an demselben mitgeholfen hat. Im Jahre 1890 wurden im ganzen 711 Missionsarbeiterinnen in der indischen Frauenmission gezählt. Die Zahl der Deutschen unter ihnen ist noch sehr gering; es sind augenblicklich nur etwa 12; seit seinem Bestehen hat der Berliner Verein 21 Missionsarbeiterinnen ausgesendet. Die deutschen Lehrerinnen sind nicht selbständig stationiert, sondern treiben, deutscher Art entsprechend, ihr Missionswerk stets unter Leitung eines verheirateten Missionars und im Anschluß an sein Haus, während die Engländerinnen und Amerikanerinnen allerdings sehr oft selbständige Missionsstationen haben.

Im folgenden sollen uns nun in kurzen Bildern die verschiedenen Arten dieser Missionsarbeit vor Augen treten, nämlich 1. die Missionsarbeit an der weiblichen Jugend, 2. die Senanamission, 3. die Dorfmission, 4. die ärztliche Mission.

1. Die Missionsarbeit an der weiblichen Jugend.

Als jene Mary Cooke, die erste eigentliche Missionslehrerin in Indien, vor Beginn ihrer Arbeit eine indische Knabenschule besuchte, drängte sich auch ein kleines Mädchen bitterlich weinend zum Eingang der Schule, wurde aber barsch fortgewiesen. Freundlich legte ihr Mary Cooke die Hand auf die Schulter: „Kleines Mädchen, warum weinst du?“ Unter Schluchzen kam die schüchterne Antwort: „Ich möchte so gern zur Schule gehen! Ich möchte Unterricht haben! Aber — ich bin ja nur ein Mädchen!“ Am folgenden Tage begann Mary Cooke, sie nebst 20 andern Mädchen zu unterrichten. Dies war, abgesehen von vorübergehenden früheren Versuchen, der Anfang des Mädchenunterrichtes in Indien im Jahre 1821, und aus diesem Senfkorn ist seitdem ein gewaltiger Baum geworden. Im Jahre 1891

wurden 313 717 Schülerinnen in Indien gezählt!*) „Hier sieht man einen jener sprunghaften Fortschritte, welche in Erstaunen setzen.“ Noch im Jahre 1882 zählte man in der Präsidentschaft Madras 23 680 Schülerinnen, im Jahre 1886 waren es bereits 58 797; in vier Jahren hatte sich die Zahl mehr als verdoppelt. Das einst mit Hohn und Spott verfolgte Werk ist nicht bloß bei den Europäern, sondern auch bei den Hindus selbst äußerst beliebt geworden.

Freilich, wie groß die Hindernisse, können wir uns kaum vorstellen. Reiche Leute schickten ihre Kinder viele Jahre hindurch überhaupt nicht; es wollte ihnen ganz schwindlig werden bei dem Gedanken, daß ihre Töchter gegen jede gute Sitte etwas lernen sollten. So waren es zuerst nur Arme, die ihre Kinder schickten, und diese thaten es hauptsächlich deshalb, weil sie dafür Geld erhielten, bei regelmäßigem Kommen des Kindes täglich 1 Paisa = 3 Pfennig. Konnten sie anderswo mehr durch ihre Kinder verdienen, besonders in der Erntezeit, so schickten sie sie dorthin. Auch wurde, damit die Mädchen nicht gestohlen werden könnten, vielfach verlangt, daß sie aus den Häusern zur Schule abgeholt und wieder zurückgebracht würden, wozu dann besondere Frauen angestellt werden mußten. Erlangen die Kinder allmählich etwas Erkenntnis der göttlichen Wahrheit, so verbietet man ihnen oft den Schulbesuch. „Warum kommt Premi nicht mehr zur Schule?“ fragt die Lehrerin und erhält die Antwort: „Die Eltern sagen, die Miß Baba würde sie zur Christin machen.“ Denn die Hindus denken oft ebenso, wie jener Mann in Japan, der zu einem Geistlichen sagte: „Wir wollen euer Schulsystem, eure Telegraphen, eure Eisenbahnen u. s. w., aber eines wollen wir nicht, das ist eure christliche Religion.“

Ein Haupthindernis für einen regelmäßigen und förderlichen Unterricht ist die frühzeitige Heirat der Mädchen! Für viele ist kaum das erste Lesebuch mit Mühe und Not zu Ende gebracht, der Lohn der Mühe, die eigentliche Lust an der Arbeit, soll gerade erst angehen, da wird das Mädchen verheiratet und kommt dann meist nicht wieder. Die Geförderteren haben vielleicht auch schon die Bibel zu lesen angefangen, haben aber das erste Buch Mosis noch nicht beendet. Da fühlt dann die christliche Lehrerin oft schmerzlich das Mangelhafte solcher Schularbeit, und es bedarf bei ihr großer Geduld und Treue, um nicht zu ermatten.

Die Missions-Mädchenschulen sind sehr verschiedener Art. Die meisten sind Elementarschulen, sogenannte Bazarschulen. Da die Kinder

*) Der größere Teil derselben besucht Staatsschulen. Die Missionsschulen wurden im Jahre 1891 von 95 073 Schülerinnen besucht, welche bei der Gesamtsumme miteingerechnet sind.

in diesen Schulen meist arm sind und um ihr tägliches Brot arbeiten müssen, so kann die Unterrichtszeit nur kurz sein, täglich etwa zwei Stunden. Sie werden in ihrer Muttersprache, im Lesen und Schreiben, in Religion und in den nötigsten praktischen Dingen unterrichtet. Daß sie aber als „Lohn" für den Schulbesuch Geld erhalten, das hat, seit die Schulen immer beliebter geworden, aufgehört; auch in den Elementarschulen wird vielfach ein geringes Schulgeld bezahlt.

Leider fehlt es so sehr an eingeborenen christlichen Frauen und Jungfrauen, welche als Lehrerinnen angestellt werden könnten, daß noch immer heidnische und mohammedanische Gehilfinnen unter der Leitung der Missionarinnen in den Schulen mitthätig sein müssen.

Schon bald, nachdem die ersten Elementarschulen eingerichtet worden, erkannte man, daß es für die Einführung der Kinder in den Geist des Christentums viel förderlicher sei, wenn sie in christlichen Erziehungshäusern vereinigt würden, wo sie auch außerhalb der Schulzeit blieben und nicht täglich dem verderblichen Einfluß des Heidentums wieder ausgesetzt wären. So folgte denn bald die Errichtung von Mädchenwaisenhäusern. Sie füllten sich rasch in solchen Jahren, wo Hungersnot, Ueberschwemmungen, Cholera, Indien heimsuchten und Tausende von Kindern obdachlos wurden.

Eine Art gehobener Schulen sind die sogenannten Stadtschulen, welche von den Kindern der Reicheren, besonders auch der eingeborenen Christen, gegen Zahlung eines höheren Schulgeldes besucht werden. Hier kommt zu den übrigen Fächern noch der Unterricht in der englischen Sprache hinzu.

Die „Normalschulen" endlich sollen dazu dienen, aus befähigteren christlichen Hindumädchen tüchtige Lehrerinnen heranzubilden. Diese Anstalten sind für das Missionswerk von höchster Wichtigkeit.

Und über der mannigfachen Arbeit all dieser Schulen steht nun die eine große Bitte: „Dein Reich komme!" Daß die indischen Frauen ihren Heiland und Erlöser kennen lernen, das ist dabei das letzte Ziel. Als einmal ein angesehener Hindu, der für den Bau einer Mädchenschule sehr thätig war, der Frau Missionar Dröse die Bedingung stellen wollte, daß die Bibel in der Schule nicht gelesen werden dürfe, blieb diese dabei, daß sie eine andere Schule nicht einrichten würde, „denn wir Missionare sind nicht Schullehrer und Schullehrerinnen, die in dies Land gekommen wären, um euren Kindern Lesen, Schreiben und Nähen zu lernen; unsere Hauptabsicht ist, sie mit der Bibel bekannt zu machen, und deshalb lehren wir sie lesen, schreiben und arbeiten, um dadurch unseren Zweck zu erreichen." Und dieser Zweck wird auch vielfach erreicht. In die heidnischen und mohammedanischen Häuser tragen die Kinder manch guten Samen aus

den christlichen Schulen. Sie bringen das Neue Testament mit nach Haus und lesen den Müttern und Großmüttern daraus vor. Es wird uns erzählt, daß Mohammedaner öfters bei Hochzeitsfeierlichkeiten den gewöhnlichen Gesang der Frauen unterbrochen haben, um dafür den lieblichen Liedern zuzuhören, welche ihre kleinen Mädchen in den Schulen gelernt hatten; man sprach es aus: „Wir lieben diese Gesänge weit mehr." Vor allem behalten diese Mädchen selbst einen Segen vom Schulbesuch. Schwerlich werden sie ganz wieder ver-



Missionsschülerin bei ihren Schreibübungen.

gessen, was ihnen so jahrelang vom christlichen Glauben nahe getreten; manche Lehrerin konnte, wenn sie später in den Senanas unerwartet frühere Schülerinnen antraf, sich zu ihrer Freude überzeugen, wie diese ihre Schulbücher und besonders das Neue Testament noch liebten. Und wenn christliche Tugenden, wie Zucht, Gehorsam, Fleiß, Ordnung und Reinlichkeit, den Mädchen in diesen Schulen bekannt und lieb werden, wie wichtig ist auch dies, um christliches Familienleben später darauf zu gründen. Verschweigen wollen wir nicht, daß in jüngster Zeit eine besondere Versuchung für die Mission eingetreten

ist. Die englische Regierung, welche sämtliche Schulen durch ihre Inspektoren beaufsichtigen läßt, trägt bei manchen einen Teil der Kosten, wenn sie mit den Resultaten zufrieden ist; im andern Falle entzieht sie ihren Beitrag. Ernste Missionsarbeiter haben darauf aufmerksam gemacht, daß durch diese Einrichtung sehr leicht die Neigung entsteht, den äußeren Kenntnissen mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, als der Arbeit an den Seelen der Kinder. Hoffentlich hütet sich die Mission vor dieser Gefahr!

Während man der englischen Regierung von ihrem Standpunkte aus die genannte Maßregel nicht verdenken kann, ist dagegen eine andere Einrichtung, die sie getroffen hat, sehr zu beklagen: sie selbst hat für die Hindus Schulen errichtet mit ganz religionslosem, d. h. heidnischem Charakter, ohne jeden Religionsunterricht. „Es war mir schmerzlich", schreibt eine deutsche Missionslehrerin nach dem Besuch einer solchen Schule, „alle diese Mädchen und Frauen zu sehen, ohne ihnen sagen zu dürfen, daß Jesus sie lieb habe!"

Und nun, lieber Leser, lade ich dich ein, daß wir inmitten all dieser weitverzweigten Missionsarbeit einen Ort im nördlichen Indien aufsuchen, wo wir deutsche Missionsarbeiterinnen unter indischen Mädchen thätig sehen, wo uns deutsche Sprache und die Melodien unserer evangelischen, heimatlichen Lieder entgegenklingen: das ist Sikandra (Sekundra). Die gelben Hefte des morgenländischen Frauenvereins erzählen viel von dem Mädchen-Waisenhaus in Sikandra. Damit wir an dem, was uns von dort berichtet wird, recht Anteil nehmen können, wollen wir suchen, uns von der dortigen Anstalt und ihrem äußeren und inneren Leben ein recht lebendiges Bild zu entwerfen. Wir erhalten damit zugleich ein Bild, wie es auch in den Mädchenanstalten der Basler Mission im südlichen Indien — in Mulki, Dharwar, Tschombala und Kotageri zugeht, die zur Zeit 288 Pfleglinge zählen. Auch hier ist man bestrebt, dem weiblichen Geschlechte Indiens eine christliche Erziehung angedeihen zu lassen.*) Doch wir begeben uns nach Sikandra.

Wenn wir von Kalkutta mit der Eisenbahn nach Nordwesten fahren, so kommen wir am Ufer des heiligen Gangesstromes zu der altberühmten Stadt Benares und weiterhin nach Agra. Von da bringt uns ein Wagen in einer Stunde nach Sikandra. Es ist dies

*) Außer in den genannten Anstalten genießen 1467 indische Mädchen christlichen Unterricht in den Gemeinde- und Volksschulen, die sich auf den größeren Basler Missionsstationen befinden. An diesen Schulen sind 50 eingeborene Lehrerinnen und an den höheren Schulen 3 europäische Lehrerinnen angestellt, während mehrere Missionarsfrauen sich den Mädchenschulen widmen. Ferner unterhält die Basler Mission 29 Bibelfrauen in Indien.

ein merkwürdiger Ort. Hier hat vor fast 300 Jahren der mohammedanische König Akbar einer seiner Frauen, die eine Christin gewesen sein soll, ein großes, herrliches Grabmal errichtet, welches noch jetzt wohl erhalten und von einem schönen Park umgeben ist. Auf diesem Grundstück, einige 100 Schritt von dem Grabmal entfernt, zum Teil in die Ruinen eines andern alten Grabmals hineingebaut, liegt die christliche Waisenanstalt Sikandra, welche die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft für Knaben und Mädchen gegründet hat. Seit dem Jahre 1864 haben die Schwestern unseres morgenländischen Frauenvereins den Unterricht und die Pflege im Mädchenwaisenhaus versehen, unter der Aufsicht des Missionars der englischen Mission, welcher meist ein Deutscher war.

Treten wir in die Anstalt. Von dem gemütlichen Wohnhause der Schwestern aus gelangen wir auf einer Allee zu einem großen Thor, welches in den geräumigen, umschlossenen Anstaltshof führt, der mit Bäumen bepflanzt ist. An ihm liegt geradeaus das Wohnhaus für einige eingeborene Lehrerinnen, links das Schulhaus. Rechts führt eine Thür in einen zweiten Hof, an welchen der Wohn- und Schlafraum der Mädchen stößt, sowie die Wohnung der Waisenmutter. Außerdem ist noch ein Hospital und eine Kleinkinderschule vorhanden.

In diesen Anstaltsräumen tummeln sich etwa 110 Mädchen. Begleiten wir sie einmal auf ihrem Tageslauf. Früh um 4 Uhr — so ist es in der heißen Jahreszeit, von April bis Oktober — wird aufgestanden, und Lehrerinnen wie Kinder gehen bis 5 Uhr spazieren, die einzige Zeit, wo es dazu kühl genug ist. Dann folgt Waschen und Anziehen der Kinder, darauf die Morgenandacht. Um 6 Uhr gehen wir mit der ganzen Schar ins Schulhaus. Aber wie fremdartig kommt uns hier alles vor! Das Gebäude ist ein weiter, offener Raum, aus mehreren Hallen bestehend, die nicht durch Wände und Thüren von einander geschieden sind; so übersieht man alle Klassen auf einmal und kann hören, was in allen gesprochen wird, — ähnlich wie bei uns in den Sonntagsschulen. Für die Schularbeit wird dies freilich als ein rechtes Hindernis empfunden. Bänke siehst du hier auch, aber die Kinder sitzen nicht darauf, sondern, wie landesüblich, auf der Erde, und die Bänke dienen ihnen als Tische beim Schreiben. In diesem Raume werden die Mädchen von einer oder zwei unserer Missionslehrerinnen und sechs eingeborenen Gehilfinnen in 7 Klassen unterrichtet. Leider müssen auch hier vielfach noch heidnische oder mohammedanische Frauen zur Aushilfe herangezogen werden. Der Unterricht wird erteilt in Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen; Lesen und Schreiben müssen die Kinder in den zwei Sprachen lernen, die dort gesprochen werden, in Hindi und Urdu.

Den krönenden Abschluß erhält die ganze Schularbeit in zwei besonderen Klassen, die eine Art Selekta (training class) darstellen und die besten Schülerinnen zu Lehrerinnen ausbilden. Der Unterricht, entsprechend dem der oben erwähnten „Normalschulen", wird hier erteilt in Religion, Geographie, Geschichte, Rechnen, Pädagogik, Aufsatz und Grammatik in Hindi und Urdu; die Schülerinnen der obersten



Indisches Mädchen.

Klasse unterrichten zweimal wöchentlich im Waisenhause, um praktische Uebung im Unterricht zu gewinnen. Um 10 Uhr ist der gesamte Unterricht zu Ende; dann baden die Kinder, und nun erst ruft die Glocke zur ersten Mahlzeit des Tages. Die Kinder sind von klein auf daran gewöhnt, lange nüchtern zu bleiben; so schmeckt ihnen jetzt das Frühstück, in der Regel Reis, um so trefflicher. Darauf schläft

oder ruht die ganze Gesellschaft bis gegen 1 Uhr, eine Einrichtung, die ebenso wie das tägliche Baden für Kinder wie Lehrerinnen durch das heiße Klima geboten ist; letztere würden sonst schnell ihre Kraft verbrauchen. Von $^1/_2 2$—$^1/_2 5$ ist Handarbeitsunterricht, welcher sehr wichtig ist, da die ganz ungeübten Mädchen so weit gebracht werden sollen, sich ihre Kleidung selbständig nähen und instand halten zu können. Um 5 Uhr folgt das Mittagessen. Doch wohl in einem Speisesaal? Nein, auf dem Hof! Sämtliche Mahlzeiten werden auf dem Hof gehalten. Derselbe wird zuerst gekehrt, dann lassen sich die Kinder auf den Boden nieder und sitzen in langen Reihen; jedes bekommt seinen zinnernen Teller und aus großen Kesseln wird aufgethan. Löffel, Messer und Gabeln machen ihnen nicht viel Mühe, denn sie haben und brauchen keine; auch die Ungeschickteste ist beim Essen sehr gewandt und weiß mit den Fingern und einem Stückchen Brot, das die Stelle der Gabel vertritt, ganz zierlich den gekochten Reis oder das Lieblingsgericht Karri (ein Ragout mit scharfer Brühe und Gewürzen) zum Munde zu führen. Auch Thee und dergleichen genießen sie aus Tellern, indem sie nach ihrer Gewohnheit mit den Fingern hineintauchen. Nach dem Essen drängen sich die Kinder zum Brunnen, um sich die Hände zu waschen und ihre Teller zu säubern, die sie dann mit Erde abreiben, damit sie wieder blank werden. Und nun hat die liebe Jugend etwas Freizeit, darf auf dem Hof spielen, sich auf die Steinbänke unter den grünen Bäumen setzen, auch die große Schaukel auf dem Hof benutzen. An häuslichen Arbeiten fehlt es dazwischen nicht. Nach dem Abendgebet gehen wir mit den Kindern in ihre Schlafräume. Aber wiederum wie verwundert sind wir hier! Wir sehen weiter nichts, als kleine, kahle Räume, Boden und Wände von Lehm, wie bei uns in den Scheunen, und an der Wand entlang eine Erhöhung, wie ein Straßentrottoir, etwa einen Fuß hoch. Wo sind denn die Betten? Auf diesen Erhöhungen an der Wand entlang schlafen die Kinder auf dem Boden; nur eine baumwollene Decke wird ausgebreitet, auf der sie liegen; eine andere haben sie zum Zudecken, in der kalten Jahreszeit zwei. Da ist das Bettenmachen leichte Arbeit! Das sehr einfache Volk der Hindus ist im Schlafen, Wohnen und Essen so einfache Lebensweise gewöhnt, und es wäre unrecht, wenn die Mission ihm dieselbe abgewöhnen wollte.

Bisher haben wir uns noch nicht nach den Kleinsten umgesehen, welche noch nicht schulpflichtig sind. Ihr Aufenthalt ist die Kleinkinderschule. Was indische Kinder sonst von niemand lernen, das lernen diese Kinder hier, nämlich spielen! Dieselben fröhlichen Lieder, die in unsern Kleinkinderschulen erschallen, tönen auch dort, freilich nach den Verhältnissen ein wenig verändert. So heißt es dort nicht:

„Das Fähnchen auf dem Turme“, sondern: „Die Krähe auf dem Baume“; nicht: „Häslein, hüpf“, sondern: „Affe, spring.“

Dies regelrechte Anstaltsleben wird auch in Sikandra durch manche festliche Tage unterbrochen. Einer der schönsten für Lehrerinnen, wie Kinder ist ihr „Kistenfest“, derjenige Tag im Herbst, wo die Kisten aus Berlin ankommen, welche all die schönen Geschenke der Missionsfreundinnen an Kleidungsstücken, Wäsche und zierlichen Handarbeiten enthalten. Da spüren unsere Schwestern die Liebe aus der heimatlichen Christenheit; die Kinder aber, die sie mit Fragen bestürmen, was wohl in den Kisten sei, werden auf Weihnachten vertröstet, worauf eines der größeren einmal sagte: „Wir werden jetzt nach Deutschland einen Brief schicken, daß der Miß Sahibs' (Lehrerinnen) Sachen an uns geschickt werden; dann wollen wir sie auch in einen Schrank packen und zu Weihnachten den Miß Sahibs bescheren.“

Aber auch an ernsten Krankheitszeiten fehlt es nicht. Sehr viele Kinder kommen verwahrlost, mit siechem Körper in die Anstalt und fallen dann ohne Widerstandskraft trotz sorgfältigster Pflege mancherlei Krankheiten zum Opfer. Besonders gefürchtet ist die Cholera, die in der heißen Jahreszeit Indien oft heimsucht. Im Jahre 1883 brach sie mit verheerender Gewalt auch über Sikandra herein; trotz aller Vorsichtsmaßregeln und aller Pflege wurden in 14 Tagen 19 Kinder dahingerafft. „Wie die Blumen des Grases unter der versengenden Glutsonne verwelken, so sanken die blühenden Kinder dahin, — morgens fröhlich spielend, mittags eine Leiche, abends ein klang- und sangloses Begräbnis ohne Geleit! An einem Tage sechs Todesfälle, daß die Aerzte, die unermüdlich pflegenden Schwestern, die eingeborenen Frauen nicht wußten, wo zuerst, wo zumeist helfen.“

Aber nun die Hauptsache: wie steht es mit der religiösen Erziehung der Kinder? Es ist dieselbe keine leichte Sache. Wo kommen diese Kinder her? Viele von ihnen werden durch die Polizei der Anstalt zugeführt, die sie irgendwo auf den Straßen aufgreift; andere stammen auch aus besseren Familien und sind nur durch Todesfälle heimatlos geworden. Wie die meisten entweder nackt oder in Lumpen gehüllt in die Anstalt gebracht werden, so daß sie zuerst gebadet und geschoren werden müssen, ehe man sie anfassen kann, so sind auch ihre Seelen arg verwüstet. Ihr Alter ist meist noch ein so jugendliches, daß sie noch die Kindertaufe erhalten können. Bei dem Unterricht und der Erziehung heißt es dann auch dort: „Etliches fiel auf den Weg, etliches auf den Fels, etliches unter die Dornen, aber Gott sei Dank, auch vieles auf ein gut Land.“ Letzteres offenbart sich bei mancherlei Gelegenheiten. Als in einem heißen Juni ein

brausender und tosender Sandsturm den Kindern das Kommen des Herrn zum Gericht zu verkündigen schien, da vergaben sie sich alles, was sie wider einander hatten, damit der Herr keinen Zorn in ihren Herzen fände. So nehmen es auch die Konfirmierten — die Konfirmation erfolgt erst spät, nach gründlichstem Unterricht — mit der Vorbereitung zum heiligen Abendmahl sehr genau. Sie schließen sich eher selbst vom Abendmahl aus, als daß sie mit einem unversöhnten Herzen es genießen, und oft noch am Abende vorher werden viele Zwistigkeiten ausgeglichen. Die größeren Mädchen, die Lehrerinnen werden wollen, haben aus eigenem Antrieb eine Gebetsvereinigung gebildet. Vor allem aber macht manch seliges Sterben bei Größeren und Kleinen offenbar, was in den Herzen ist. In jener schrecklichen Cholerazeit von 1883, wie viele starben da mit dem Jesusnamen auf den erbleichenden Lippen! Durch die Sterbezimmer tönte das Lied vom guten Hirten oder „Laßt mich gehen" aus Kindermund. „Beten!" rief ein Kind unter Todesqualen und entschlief mit dem Wort: „Nun will ich nach Hause gehen." Ein zehnjähriges Mädchen war erst zwei Monate in der Anstalt; auf dem Sterbebette war sein Lieblingsspruch: „Also hat Gott die Welt geliebt" ; es sehnte sich nach der Taufe und sagte nach der Feier: „Jetzt bin ich mit dem Herrn vereinigt"; kurz vor dem Ende betete es: „O Herr, nimm mich auf, ich bin doch dein Schäflein geworden." Und das ist der Trost der gebeugten Schwestern in jener Zeit gewesen, daß die Kinder alle den Heiland kannten, dem sie durch die heilige Taufe gehörten. Sikandra — der Name bedeutet: „Paradies", und vielen, vielen Mädchen ist dort schon im Laufe der Jahrzehnte der Weg zum Paradiese gewiesen worden.

Und was wird aus den Mädchen, die in der Anstalt herangewachsen sind? Die einen, welche die Selekta durchgemacht, werden, nachdem sie vor dem Regierungs-Schulinspektor ihre Prüfung bestanden, Lehrerinnen und Bibelfrauen. Daß die Anstalt deren recht viele ausschickt, ist von der höchsten Bedeutung wegen des traurigen Mangels an christlichen eingeborenen Helferinnen.

Viele Mädchen verheiraten sich gleich aus der Anstalt heraus. Da kommt denn ein junger christlicher Eingeborener zum Vorsteher der Anstalten. Er teilt ihm mit, daß er eines der Sikandra-Mädchen zur Frau haben möchte. Der Missionar beratschlagt mit unsern Schwestern, welche der Mädchen an der Reihe sind, — es geht nach dem Alter, — und dann werden zwei, höchstens drei im Sonntagsstaat in des Missionars Haus gebracht und dem Bewerber präsentiert. „Er sieht sie an, fragt wohl, in welcher Klasse sie lehren oder lernen, oder läßt sie auch lesen, wenn es ihm beliebt, und nachdem die

Mädchen in ein anderes Zimmer geschickt worden sind, sagt er dann, welche ihm am besten gefällt. Bisweilen sagt die Erkorene aber „nein", und dann ist der Bewerber so tolerant, sofort an einer der andern Gefallen zu finden. Daß eine zweite auch „nein" sagt, ist mir (so fügt die Berichterstatterin hinzu) in meiner Praxis noch nicht vorgekommen. Mich dauern die armen Mädchen immer, wenn sie so zur Schau gestellt werden; sie besitzen oft mehr weibliches Zartgefühl, als manch vornehmes Fräulein daheim."

So holen christliche junge Männer, besonders Handwerker, Beamte, eingeborene Lehrer und Pastoren sich ihre Ehefrauen in Sikandra; oft kommen sie zu diesem Zwecke von weit her. Und auf diese Weise wird über das ganze nordwestliche Indien von Sikandra aus ein guter Same ausgestreut; wo man sich dort in den christlichen Gemeinden umsieht, fast überall finden sich ehemalige Zöglinge aus Sikandra, sowohl aus der Knaben- wie aus der Mädchenanstalt; die aus der letzteren als Lehrerinnen, Bibelfrauen oder als Ehefrauen, welche die große Aufgabe haben, in ihren Häusern christlichen Geist zu pflegen. Viele bleiben auch in der Nähe. Dicht bei der Anstalt hat sich ein Christendorf von ungefähr 80 Seelen gebildet, meist aus früheren Zöglingen der Anstalt bestehend, welche nun dort, wenn auch noch in viel Sünde und Schwachheit, christliches Familien- und Gemeindeleben darstellen. „Die Arbeit in Sikandra ist weit mehr, als kleine, verwaiste Kinder zu pflegen. Die Ewigkeit wird es klar machen, welch großen Einfluß die Kinder in Sikandra auf die Sache des Reiches Gottes in Indien hatten, aber schon jetzt ist es ein Mittelpunkt christlichen Lebens und christlicher Arbeit."

2. Senana-Mission.

Mädchenschulen und Waisenhäuser, das war der erste Schritt in der Entwicklung der Frauenmission. Dreißig Jahre dauerte es, ehe der zweite Schritt gelang, daß nämlich christliche Frauen in die Senanas selbst eindrangen. Die Bahnbrecherin auf diesem Gebiete war Frau Mullens, eine Missionarsfrau, die im Jahre 1855 dies Werk begann. Begleiten wir sie auf solchem Gange. „Mit Mühe hat sie durch Empfehlungen die Erlaubnis zum Eintritt in die Senana erlangt. Dort wird sie wie ein Wesen aus einer andern Welt angestaunt. Alte und junge Frauen umringen die weiße Dame. „Bist du in der Nähe der Götterwohnungen geboren, daß du so weiß und schön bist? Issest du auch Reis, oder nur Mithai (Zuckerzeug)? Wieviel Söhne hast du? Warum hast du deine Augenbrauen nicht geschminkt?" Die gute Frau hat Mühe, den Sturm zu beschwichtigen, und die Großmutter bietet ihr ein Sesselchen an. Nun erzählt sie

von ihrer Heimat, von Sommer und Winter, von der Kälte, die das Wasser fest macht, so daß man über die Flüsse gehen kann, und in der der Regen wie Mehl auf die Erde fällt, so daß das Land weiß wird. Weiter erzählt sie von der Lebensweise der christlichen Frauen, daß man sie nicht einsperrt, sondern daß sie hinausgehen dürfen auf die Straßen und in Feld und Wald; daß die Mädchen in die Schulen gehen und viel lernen. Endlich aber beschreibt sie die christlichen Kirchen, in denen die Versammelten zu dem lebendigen Gott beten und sein Wort hören. Damit ist der Weg gebahnt, von den Grundwahrheiten des Christentums zu reden. Mit gespanntester Aufmerksamkeit hören die braunen Frauen den fremdartigen Mitteilungen zu; und als die Missionarin fragt: „Wollt ihr nicht auch etwas lernen?“ da klingt von allen Seiten ein freudiges „Ja.“ „O Mem Sahibi (Frau Missionarin), lehre uns so schöne Taschen sticken, lehre uns feine Spitzen verfertigen, lehre uns dies und das.“ „Wollt ihr nicht auch lesen lernen?“ Auch dazu erschallt ein allseitiges „Ja“, und unter der dringenden Bitte: „Komm doch bald wieder!“ verabschiedet sich Frau Mullens, das Herz voll Lob und Dank gegen Gott, der diesen Versuch gelingen ließ.“

In dieser Weise suchen auch jetzt die Missionarinnen in die Gemächer und an die Herzen der indischen Frauen zu kommen. Doch ist dies inzwischen viel leichter geworden, als es vor 40 Jahren war. Damals erschienen die Senanas wie uneinnehmbare Burgen, und die Hauptschwierigkeit lag in der Frage: „Wie kommen wir hinein?“ Jetzt reicht die Zahl der Missionarinnen nicht aus für alle geöffneten Senanas; denn viele Hindus wünschen, daß die Missionarinnen ihre Frauen besuchen; es ist ihnen der Sinn dafür aufgegangen, daß es für sie selbst wünschenswert ist, wenn sie bei ihren Frauen geistiges Verständnis finden, oder sie denken wenigstens wie jener, der die Lehrerin bat: „Lehre die Frauen, daß sie sich nicht zanken; sie thun es alle Tage, und ich habe keinen Frieden.“

Dieser Umschwung in der Stimmung der Hindus zeugt schon von dem großen Erfolg der Senanamission. Man zählte im Jahre 1890 in Nordindien 32 659 Frauen und Mädchen, die in 11 473 Senanas unterrichtet wurden. Die Arbeit in ihnen ist doppelter Art: zunächst Schularbeit und sodann eigentliche Missionsarbeit an den Seelen. Beides geht in den sogenannten Senanaschulen Hand in Hand.

Eine Lehrerin, welche von dem Berliner Frauenverein ausgebildet und ausgesendet worden ist, hat in der Senanamission eine äußerst segensreiche Thätigkeit entfaltet. Es ist Christine Belz, seit 1863 in Indien, jetzt in Etawah, nordwestlich von Sikandra, wo sie

im Anschluß an die amerikanische Mission arbeitet, indem sie mit dem Berliner Verein stete Verbindung unterhält. Eine Darstellung ihrer Wirksamkeit mag uns zugleich ein Bild davon geben, wie auch sonst die Senanamission ausgeübt wird.

Christine Belz hat in ihren Senanaschulen etwa 140 Schülerinnen. In dicht verhängten Sänften lassen sich dieselben — Frauen und Mädchen höherer Kaste — in eine benachbarte Senana tragen, wo gegen 12 Schülerinnen, manchmal auch nur zwei bis vier, zusammenkommen. Nicht selten läßt sich eine Frau in ihrer Senana ganz allein unterrichten, so daß es z. B. in vier verschiedenen Senanas zusammen nur vier bis fünf Schülerinnen giebt. So muß denn die Missionarin, da sie in allen diesen Häusern nicht selbst lehren kann, auch hier ihre Zuflucht zu eingeborenen Gehilfinnen nehmen, die oft noch heidnisch sind, und muß sich darauf beschränken, den Religionsunterricht selbst zu erteilen, den Unterricht im Lesen, Schreiben, in Handarbeit und etwas Rechnen nur im allgemeinen zu leiten und zu überwachen. Monatlich hält sie in all den einzelnen Senanas, die über die ganze Stadt zerstreut sind, in allen Unterrichtsfächern eine gründliche Prüfung. Die heidnischen oder mohammedanischen Lehrerinnen werden bezahlt und zwar nach der Zahl und nach den Fortschritten ihrer Schülerinnen. Für jede Schülerin, die den Monat hindurch genügend vorwärts gekommen ist, bekommen sie monatlich zwei Anna (20 Pf.).

Die Bücher, welche gebraucht werden, sind „das erste Hindi-Lesebuch", der Katechismus, eine biblische Geschichte, aus der Bibel das erste Buch Mosis, die Psalmen, die Sprüche Salomonis und das ganze Neue Testament; außerdem verschiedene Traktate, überhaupt nur Bücher, welche christlich oder von der Mission herausgegeben sind. Aus diesen Büchern lernen die Frauen lesen, und unter dem Lesen dringt zugleich allmählich ein neues, wunderbares Licht in sie ein, ein Licht von Gottes Herrlichkeit und Gnadenratschluß, von Glaube und Liebe. Es macht sich ganz von selbst, daß sie, auch ohne daß es verlangt wird, den Inhalt der biblischen Geschichte, Sprüche u. s. w. auswendiglernen, oft auch den Katechismus.

Freilich regt sich gegen diese Bücher auch viel Widerspruch bei den Schülerinnen. „Bitte, geben Sie mir doch kein Buch, in welchem von Jesu steht", sagte die eine, und ein Mann, dem Christine Belz auf ihrem Wege zur Senanaschule begegnete, sagte ihr: „Sie sind ein Feind, der in unsere Häuser dringt." Viele wollen lieber aus heidnischen Büchern lesen lernen, wie sie in den Regierungsschulen eingeführt sind. „Aber es ist mein Grundsatz", schreibt unsere Schwester, „wer gegen christliche Bücher ist, wird nicht von

meinen Lehrerinnen unterrichtet, und damit komme ich auch meist durch."

So begleiten denn diese Bücher viele in ihrem ganzen ferneren Leben. „Bitte, nehmen Sie die Bücher, welche Sie den Schülerinnen geben, nicht wieder von ihnen", sagte eine Mutter, „denn sonst vergessen sie, was sie gelernt haben." Ja, die Schülerinnen werden oft die besten Kolporteure. Verwandte lassen durch sie auch um christliche Bücher bitten, oder die Schülerinnen verborgen die ihrigen weiter, und so dringt die christliche Wahrheit durch sie in manche Senana, die eine Missionarin nicht betreten darf.

Viele Senanaschülerinnen machen erstaunliche Fortschritte. Eine Frau von 44 Jahren, die zu den Schülerinnen von Christine Belz gehörte, fing mit Buchstabieren an, las nach einem Monat ein leichtes Buch und nach zwei Monaten den Katechismus. Eine andere Frau, der unsere Schwester die Bitte um Unterricht nicht erfüllen konnte, wie das leider aus Mangel an Zeit oft eintritt, erhielt von ihr ein Buch, aus dem ihr Mann sie das Lesen lehrte. Nach kurzer Zeit bat sie um ein neues. „Schon das ganze Buch durch?" Christine Belz überzeugte sich von ihrer Lesefertigkeit. Es ist kein seltener Anblick mehr, daß eine alte Frau mit der Brille das ABC beginnt und sich so eifrig übt, daß sie bald geläufig liest.

Da zeigt sich dann auch in dem übrigen Verhalten dieser Frauen bald ein unverkennbarer Fortschritt. „Der Gegensatz zwischen Häusern, wo die Missionslehrerinnen aus- und eingehen, und solchen, die sich ihnen verschließen, ist schlagend. Hier kauert die vornehmste Frau mit bis unters Kinn gezogenen Knieen in der Sonne, in der allerkrassesten Faulheit, tagelang; dort sitzt die weibliche Familie zusammen, Mutter und Töchter lernen gemeinsam, andere allein, wieder andere treiben Handarbeit und lesen, und die ganze Luft ist unbestreitbar eine heiterere, als je in ihren früheren Tagen."

Besonders auch zu Handarbeiten zeigen die Frauen viel Eifer und Geschick; sie fertigen kunstvolle Teppiche und Decken in Wollstickerei; mit Vorliebe sticken sie Mützen und Pantoffeln für ihre Männer. Daß sie bei all ihren Fortschritten oft noch recht kindlich, auch kindisch sind, wird uns nicht wundern. „Sie glauben nicht", schreibt Christine Belz, „wie begierig diese eingeborenen Frauen sind, eine Puppe zu erhalten. Bei einer Schulprüfung setzte ich 16 Puppen als Preise aus und ließ bekannt machen, größere Frauen und Mädchen würden keine Puppe, sondern etwas anderes erhalten. Die Mehrzahl fügte sich, aber mehrere verheiratete Frauen wollten durchaus nicht von einer Puppe abstehen. Könnten Missionsfreundinnen mich mit Puppen versorgen, so würde ich sie noch besser verwerten. Es mangelt sehr

an Lehrerinnen. Viele meiner Schülerinnen wären sehr wohl befähigt, andere zu unterrichten. Da sie aber aus den höchsten Klassen, achten sie es für eine Schande, Geld zu verdienen. Doch zweifle ich nicht, daß sich für eine Puppe viele willig zeigen würden, Unterricht im Lesen zu geben." *)

So ist es ein buntes Bild, das diese Senanaschulen bieten. Aber wie wunderlich im äußern auch oft und wie verschieden, — sie alle dienen zuletzt dem einen Zwecke, dem Sohne Gottes einen Weg zu bereiten in die Herzen. Der Geist der Frauen bekommt durch diese Schulbildung mehr Bedürfnisse, so daß er für den stumpfen Götzendienst und Aberglauben immer mehr den Geschmack verliert; durch die christlichen Bücher, aus denen sie zunächst nur lesen lernen wollen, gewinnen sie mehr als Lesefertigkeit: eine ganz andere Weltanschauung zieht unvermerkt in die Herzen hinein, der christliche Glaube klopft bei ihnen an. „Mem Sahibi", sagt eine ältliche Frau, und ihre schwarzen Augen funkeln noch in jugendlichem Feuer, „es ist nun keine mehr unter uns, die noch zu den Götzen betet"; und eine junge Frau setzt hinzu, es gehe ihr, seitdem sie das erste Gebot gelernt habe, immer durch den Sinn: „Du sollst nicht andere Götter haben neben mir!" Alle, wie sie da sitzen in ihren duftigen, golddurchwirkten Gewändern, sind überzeugt, daß eine barmherzige Stimme aus dem Neuen Testament zu ihnen redet. „Wahrlich, dies Buch muß ein Weib geschrieben haben", rief einst eine Frau aus, „denn es redet so milde Worte über die Frauen."

Die Lehrerin liest die Geschichte von Jesu Seelenkampf in Gethsemane vor und knüpft eine Besprechung daran. Die Frauen werden aufgefordert, den leidenden Christus und den heidnischen Gott Krischna zu vergleichen, der nach ihren Sagen auch in Menschengestalt auf Erden gewandelt ist, aber in einem grob sündlichen Leben. Alle sind überzeugt, daß Jesus unsäglich viel reiner, heiliger und barmherziger war, als jener. Bei einigen geht das Verständnis noch tiefer. Auf die Frage: „Für wen hat Christus gelitten?" sagt die eine bewegt: „Für mich", — und man hört es, daß sie das nicht nur mit den Lippen bekennt.

Als einmal von einem frommen Christen erzählt wurde, daß er beim Sterben in satanischer Anfechtung ein Stück Papier geschaut habe, auf dem alle seine Sünden geschrieben standen, daß er aber erwidert habe: „Ja, ich sehe alle meine Sünden, aber sie sind mit einem roten Strich alle durchgestrichen", — da sagte eine der Zu-

---

*) Es ist also sehr erwünscht, wenn Puppen für die Sendungen nach Indien geschenkt werden. Doch dürfen es nicht Wachspuppen sein. Diese zerschmelzen unter der Sonne Indiens.

hörerinnen, tief ergriffen: „Das war Christi Blut." — Wieder eine andere sagte nach eifrigem Lesen des göttlichen Wortes: „Ich glaube, ich weiß jetzt, worin die große Verschiedenheit der heiligen Bücher liegt. Die Hindu-Schastra sind voll äußerlichen Dienstes und Zeremonienwesens, davon das Herz ungebessert bleibt, während Gottes Buch sich stets nur mit dem Herzen beschäftigt und wie es gereinigt und würdig werde der Gottesnähe . . . Könnte ich Worte finden, könnte ich sagen, wie ich gehungert habe nach der rechten Religion mein Lebenlang, — und nun habe ich sie gefunden!"

Daß auch Widerspruch und Feindschaft sich mächtig regen, wurde schon angedeutet. „O Miß Sahib", rief eine Witwe, „sagen Sie nur das eine nicht, daß Jesus Gottes Sohn ist." In einer andern Senana findet die Lehrerin bei ihrem Kommen verweinte Augen. Sie hört, daß der Hausherr zornig geschworen hat, es sei das letzte Mal, daß sie zum Unterricht komme, er werde es nicht dulden, daß man die Lehre Jesu den Frauen lehre. Diese sind untröstlich, daß ihre Lehrerin, das einzige Wesen, das ihnen Liebe bewiesen, nicht wiederkommen soll. Manche, denen der christliche Unterricht so verboten wird, versuchen wohl, auf Schleichwegen zur Senanaschule des Nachbarhauses zu gelangen oder durch ein Hinterpförtchen die Lehrerin bei sich einzulassen. — „Vor allem giebt es in jedem Hause die alten Frauen, die Großmütter und Urgroßmütter, die ehrwürdigen Respektspersonen mit weißem Haar, die schweigend zuschauen, wenn sie nicht blind, und zuhören, wenn sie nicht taub sind, und die, selbst blind und taub, empfinden, daß etwas sich in ihrer Familie begiebt, was ihnen fremd ist. Ihre Schwiegertöchter sitzen nicht mehr, wie sie's zu thun pflegten, ganze Tage, ihre Juwelen zählend oder ihre Haare kämmend, da; Geist und Körper sind beweglicher geworden, als sie begreifen können. Sie heben drohend den Finger und warnen vor dem Zorn der Götter, vor dem Sterben ihrer Kinder, welches vielfach dem verderbenbringenden Einfluß der neuen Religion zugeschrieben wird, und vor dem Verfall ihrer väterlichen, Jahrtausende alten Religion."

So gilt es denn unter äußeren und inneren Hindernissen auch für die Senanalehrerinnen: „geduldig sein und auf die Hilfe des Herrn hoffen." Eine von ihnen sagt: „Senana-Arbeit — heißt Schweigen!"

3. Die Dorfmission.

„Wie kommt es, daß ihr die ackerbautreibenden Distrikte ganz außer acht laßt, die doch zugänglicher sind, als die Senanas der Städte"? — so wurden einmal Missionarinnen von einem heidnischen

Hindu gefragt. Die Frauenmission hat auch diesen weiteren Schritt gethan: seit etwa 20 Jahren besuchen ihre Arbeiterinnen auch die Frauen in den Dörfern. Da diese nicht so eingeschlossen leben, wie in den Städten, so ist es möglich, sie auf den Höfen und Plätzen zu versammeln und so den Samen des göttlichen Wortes unter einer größeren Schar auf einmal auszustreuen.

Neben einer großen Zahl englischer und amerikanischer Missionslehrerinnen hat unter den deutschen besonders Christine Belz auch auf diesem Gebiet eine reich gesegnete Thätigkeit entfaltet. Sie besucht von ihrem Wohnort Etawah aus in einem Jahre an 350 Dörfer der Umgegend, so daß sie zu jedem Ort jährlich etwa einmal kommt. Die Dörfer Indiens liegen in den fruchtbaren Landstrichen in ungeheurer Zahl immer eins dicht am andern. „Meiner Ansicht nach“, sagt Christine Belz, „ist es unsere Pflicht, so viel wie möglich alle mit dem Heil in Christo bekannt zu machen; sie zu bekehren, ist das Werk des heiligen Geistes. Er kann das Wort an ihrem Herzen segnen.“

Mit großem Eifer treibt die nun Einundsechzigjährige ihr Werk. „Lange vor Tagesanbruch steht sie auf“, schreibt eine Augenzeugin, „kocht ihr einfaches Mahl, besorgt ihren kleinen Haushalt, ißt, und zwar genügend für den ganzen Tag, und dann gehts fort, noch ehe die Sonne aufgeht.“ Sie benutzt einen Wagen, der mit Grasgeflecht bedeckt ist, welches erst tüchtig durchnäßt wird, um gegen die Glutstrahlen der Sonne schützen zu können; keinem Europäer ist es möglich, bei der furchtbaren Hitze Indiens weitere Wege zu Fuß zu machen. Bald ist das erste Dorf erreicht! Aber wie sieht solch ein Dorf aus! Da giebt es nicht Häuser oder auch nur Hütten nach unsern Begriffen, — nichts als elende Lehmwände ohne Fensteröffnungen, welche kleine, enge Räume einschließen. Das Vieh steht auf dem Hofe; Ställe giebt es nicht. Tritt man in das Dorf, so findet man nirgends eine Straße oder einen graden Weg, nur ein Wirrsal von Winkeln, Ecken, Schuppen und Gäßchen, die kreuz und quer laufen. Nur eine einzelne Person kann sich hindurchwinden; tiefer Schmutz bedeckt den Boden. Die Lehrerin geht in einen Hof; sehr schnell sammeln sich 40—50 Frauen, die sie gesehen haben; die jüngeren kommen über die Dächer, um von den an der Straße sitzenden Männern nicht gesehen zu werden; manche bleiben auf den Dächern, wenn der Platz auf dem Hof nicht reicht. Die Lehrerin nimmt auf einer Charpai (Bettstelle) Platz und stimmt zuerst ein geistliches Lied an. Dann liest sie Gottes Wort vor und erklärt es in kindlich einfacher Weise. Die Frauen fragen um Rat in Krankheitsfällen und bitten schließlich die Lehrerin dringend, wiederzukommen.

So spricht diese an mehreren Stellen eines Dorfes, dann geht es einem andern, vielleicht noch einem dritten Dorfe zu, und erst in den Nachmittagsstunden kehrt sie heim.

Diesen Frauen kann das Wort Gottes natürlich nur in der allereinfachsten Weise verkündigt werden. Vor allem sucht Christine Belz sie zu überzeugen, daß ihre Götzen falsch sind und der Dienst derselben Sünde. „Ich nehme zuweilen die Götzen dabei in die Hand, um ihre Nichtswürdigkeit den Leuten besser zu erklären. Sie sehen dann, daß sie sich nicht rächen können.“ Sie bringt ihnen die für Heiden so ganz neue Erkenntnis: Gott will nicht Getreide, Ziegenlämmer, Blumen, sondern er spricht: „Gieb mir dein Herz.“ Vor allem verkündigt sie ihnen die Liebe Gottes in Jesu Christo. Als dabei einmal eine arme Frau, der alle ihre Söhne gestorben waren, fragte: „Wie kann Gott die Liebe sein, wenn er solchen Kummer sendet?“ da zeigte die Missionarin auf zwei in der Nähe spielende Kinder und sprach: „Hast du gesehen, wie das Mädchen es fertig gebracht hat, das kleine Brüderchen zu sich heranzuziehen? Sie nahm ihm sein Spielzeug fort, und dann kroch das Brüderchen dem Spielzeug nach, bis es zur Schwester kam. Wir sind auch oft so beschäftigt mit unserm Spielzeug, daß wir Gott darüber vergessen. Da nimmt er uns dasselbe, damit wir zu ihm kommen.“

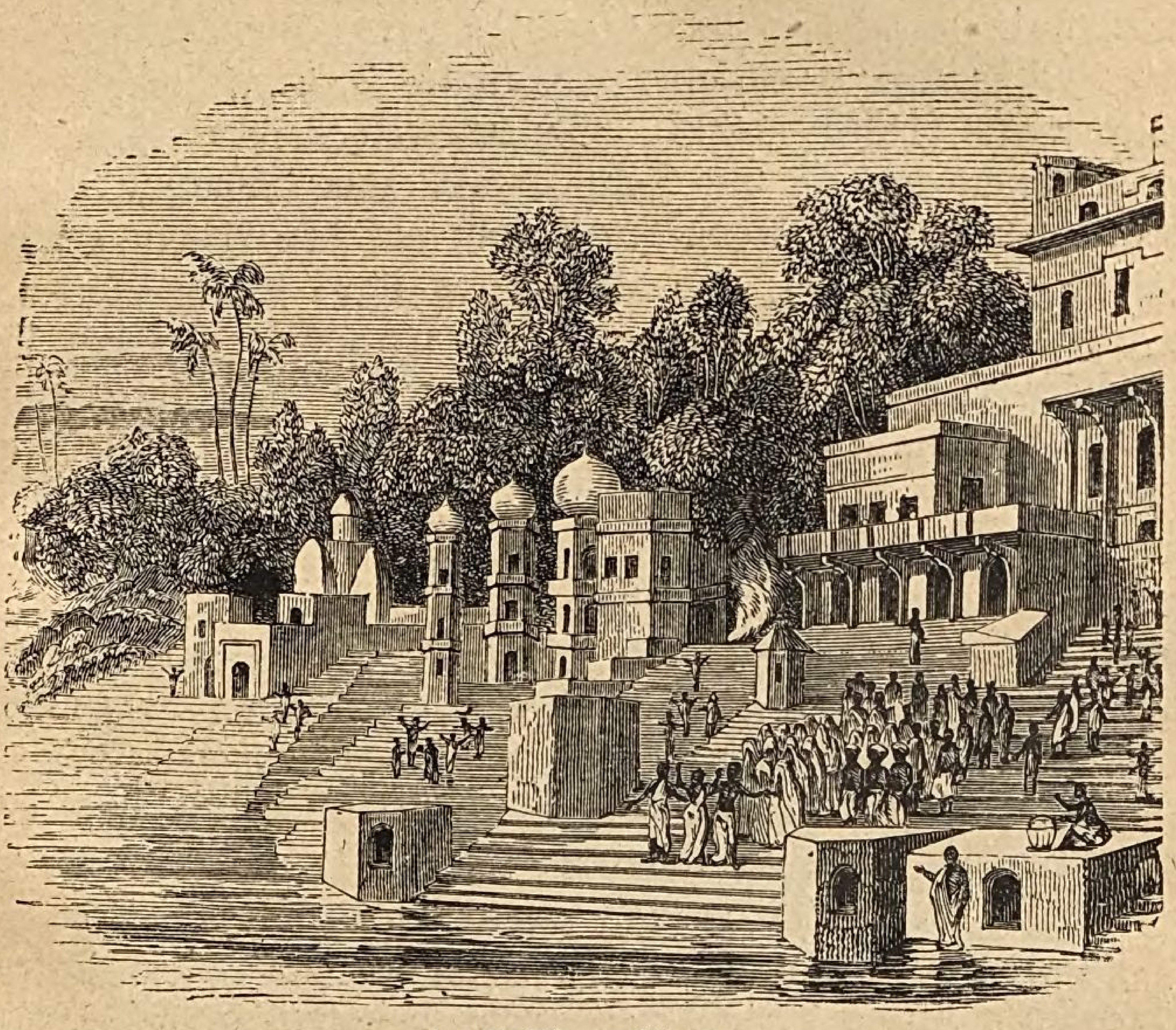
Aber auch mit heiligem Ernst tritt Christine Belz auf. Als sie einmal Worte des Spottes aus dem Munde einer Frau hörte, blickte sie mit Wehmut um sich und sagte: „Also auch ihr Frauen wollt den Herrn und Heiland lästern? Jetzt werde ich euer Dorf verlassen, aber den Staub von meinen Füßen über euch schütteln, und ihr selbst werdet am Tage des Gerichts bezeugen müssen, daß ich heute hier gewesen bin, um euch Jesum Christum zu verkündigen.“ Als dann mehrere sie um Pillen gegen das Fieber baten, erwiderte sie: „Was können meine Pillen nützen, wenn ihr euch nicht zu Jesu um Hilfe wenden wollt.“

Nicht minder wichtig ist die Verkündigung des göttlichen Worts auf den Melas, d. h. den großen Götzenfesten, wo das Volk zu Tausenden zusammenströmt. Die Missionare haben schon längst diese Volksfeste benutzt, um das Wort Gottes dabei unter die Massen zu bringen, aber die Frauen gingen dabei immer leer aus, da sie der Predigt der Männer nicht zuhören dürfen. Jetzt gehen auch die Missionslehrerinnen zu den Melas. Christine Belz sah auf einer solchen einmal, wie der Göttin Kali von vielen Frauen reichlich geopfert wurde. „Ich sagte zu den Priestern: „Wie könnt ihr doch das Volk auf eine so fürchterliche Weise betrügen?“ Und zu den Frauen sagte ich: „Warum übertretet ihr Gottes Gebot und betet dieses Bild

an, das doch weder Kraft noch Leben besitzt?“ Die Frauen waren ganz erschrocken, daß ich in Gegenwart der furchtbaren Kali das sagte.“

Christine Belz geht auch zum Fest der heiligen Ganga, in deren Wassern dann Tausende baden, um Vergebung ihrer Sünden zu finden. Wo das Gedränge am größten, verkündigt sie kraftvoll und bündig, daß diese Waschungen niemand rein machen von den Sünden, daß allein Jesu Blut das vermag.

Und sie darf auch Frucht von ihrer Arbeit sehen. Schon die Art, wie sie in den Dörfern aufgenommen wird, ist jetzt eine ganz andere, als am Anfang. Man begrüßt sie überall wie einen längst



Am heiligen Strom.

erwarteten Gast; bei ihrem Kommen hört sie wohl, wie eine Frau unaufgefordert durchs Dorf ruft: „Kommt und hört das Wort von Jesu Christo!“ oder wie eine andere zu ihrer Schwiegertochter, welche Korn mahlt, sagt: „Laß die Mühle stehen und komm und höre erst das gesegnete Wort.“

In der ersten Zeit hatten die Frauen ihr oft gesagt, sie möge weggehen; jetzt hören sie aufmerksam zu, und sie darf es aussprechen: „Viele zeigen so sichtlich ihre Zustimmung, daß ich hoffe, meine Arbeit soll nicht ganz vergeblich sein.“ Da und dort ist es auch zu merken, wie die Finsternis aus den Herzen weicht. Bei gar mancher ihrer

Zuhörerinnen ist es so, wie bei jener Frau, die einmal freudestrahlend zu ihr sagte: „Ich habe in diesem ganzen Jahre keinen Götzen verehrt, sondern nur den wahren Gott angebetet.“

Diese Missionsarbeit ist also eine öffentliche und mehr allgemeine. Nebenher geht aber auch auf den Dörfern Senanabesuch, mit Schulunterricht verbunden, bei den vornehmeren Frauen. Christine Belz arbeitet auf ihren Dörfern in etwa 200 Senanas.

Die Berliner Schwestern in Sikandra arbeiten gleichfalls in diesem verheißungsvollen Werke der Dorfmission. Eine von ihnen ist besonders dafür angestellt, so daß sie nicht bloß einmal im Jahre, wie Christine Belz, in jedes Dorf kommt, sondern, von Bibelfrauen unterstützt, in jedem der etwa 40 Dörfer um Sikandra her eine geordnete Missionsarbeit entfaltet. Mathilde Reimpell war die erste, die hier wirkte (1885—1892). Sie heiratete nachher einen Goßnerschen Missionar und ist ein Jahr darauf zum Schmerze vieler gestorben. „Die meiste Missionsarbeit muß auf den Knieen geschehen“, so hat sie einmal gesagt, und die Spuren ihres treuen Wirkens sind noch jetzt deutlich wahrzunehmen. Wie freundlich verstand sie mit den Frauen zu reden! Eines Tages traf sie auf dem Wege eine alte Frau mit schneeweißem Haar und gesellte sich zu ihr. Bald merkte sie, daß es eine Mohammedanerin war. „Wohin wanderst du?“ „Nach Agra.“ „Vielleicht wirst du bald eine weitere Reise antreten, wenn der Tod dich holt. Wohin wirst du dann gehen?“ „Liebe Tochter, wohin, das weiß Gott allein.“ „In Gottes Wort steht deutlich geschrieben, wohin wir kommen werden; wer Jesum nicht ehrt und zu ihm betet als Gottes Sohn, wird von Gott dem Vater nicht angenommen werden.“ Die Alte hörte mit Klugheit und offenem Herzen zu. „Ich will zum Himmel; ich fürchte mich vor der Hölle; aber thue ich denn nicht genug, wenn ich die Götzen nicht anbete, wenn ich oft Gottes Namen anrufe, wenn ich mit meinen Enkelinnen die christlichen Lieder der Missionsschule singe?“ Mathilde Reimpell sprach ernstlich mit ihr und bat sie endlich, täglich von Herzen zu Jesu zu beten. „Ich danke dir, Tochter, daß du es mir so deutlich erklärt hast. Ich will jeden Morgen von Herzen beten: „Jesus, der du Gottes Sohn bist, rette mich und meine Tochter!“ Und ich will meinen Enkelinnen sagen, daß sie meinem Sohn schreiben sollen, daß er es auch thue.“ Nach solchem Morgengespräch gelangt die Lehrerin ins erste Dorf. „Sobald ich mich am Eingang des Dorfes blicken lasse, kommt ein Bursch, geht stillschweigend mir vorauf, und durch allerlei Ecken und Winkel führt er mich in einen Hof, in dem Frauen, Männer und Kinder schon bereit zu sein scheinen, zu hören.“

Auch von manchen Schwierigkeiten muß sie berichten. „Ach, wie verdummt sind diese armen Frauen! Die ersten fünf Minuten glotzen sie uns an, dann prägt sich Erstaunen in ihren Zügen aus ob des Niegesehenen, und wenn wir mit dem Sprechen bald fertig sind, fangen sie an, zu begreifen, daß es sich um etwas höheres handelt, als Essen, Trinken und Kleidung." — „Das sind gute und



Indische Bibelfrauen.

wahre Worte", sagt eine Zuhörerin, „daß Jesus uns von Sünden und Hölle errette, aber sagen Sie, ist es wahr, daß — Sie nicht verheiratet sind?" — „Willst du mir", fragt eine andere, „kein Trinkgeld geben? Ich bin doch gekommen, um zu hören." Einmal hat eine Frau fast alle Schülerinnen eines Dorfes von Mathilde Reimpell abwendig gemacht, indem sie erzählt hat: „Die Miß Sahib wird euch alle in einem Schiff nach Europa bringen; vorher wird

sie euch an einer roten Blume riechen lassen, und dann werdet ihr willig folgen."

Dennoch hat Mathilde Reimpell die große Freude gehabt, daß sie in sieben Jahren sechs Schulen einrichten und in den Senanas 249 Schülerinnen unterrichten konnte. Zwanzig bis dreißig Frauen konnten ihre Bibel geläufig lesen, und neun wurden getauft.

Die Dorfmission bei Sikandra ist seitdem von verschiedenen unserer Schwestern fortgesetzt worden. Acht eingeborene Bibelfrauen, getaufte Christinnen, stehen ihnen zur Seite. Dieser treuen Mitarbeiterinnen in der Dorfmission müssen wir noch besonders gedenken. Sie sind durch guten Unterricht in den christlichen Schulen vorbereitet und können oft noch viel besser als die europäischen Lehrerinnen auf die Gedanken, Gewohnheiten und Sitten ihrer Landsleute eingehen und ihnen den tiefen Jammer, in dem sie leben, nachfühlen. „Nur eine unvollkommene Vorstellung läßt sich geben von dem erfreulichen Verkehr zwischen diesen demütigen Arbeiterinnen und ihren weniger glücklichen Schwestern." In das Herz einer solchen treuen Mitarbeiterin lassen uns folgende Zeilen eines Briefes blicken, den dieselbe aus ihrer Arbeit in Südindien an eine Missionarsfrau in der Ferne richtete: „Wie groß wird unsere Verantwortung, wenn Sie, die Fremden, uns so schwere Opfer brachten, wie demütigend ist das für uns: keine Entfernung war Ihnen zu weit, keine Mühsal zu schwer, und wir sind in eigener Sache so sorglos und nachlässig! Danken Sie allen, welche die Bekehrung Indiens und uns auf betendem Herzen tragen, sagen Sie ihnen, wie wir uns dessen getrösten. — Wie erdrückt mich oft die Erkenntnis, wie manche Gelegenheit mir entschlüpft, wie manche Seele ich hätte fesseln sollen und habe ihr das Evangelium nicht gesagt, wie vielen ich zum Anstoß werden mag, statt in Rede und Wandel Christi Bild zu tragen und die Schönheit seiner Lehre an mir wahrnehmbar darzustellen! Und dann flutet die Angst heran: „Warum ist Beten so mühsam, warum mein Herz so kalt und leblos? — Gehöre ich ihm, ist er auch gewiß mein Heiland?" Ja, ich will mich an das halten, was Sie sagen: „Er ist gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Gerechten." — Wie schön muß der Himmel sein, wenn kein Wechsel mehr sein wird des Lichtes und der Finsternis!"

Sind solche Worte nicht zugleich ein köstliches Zeugnis dafür, welcher Tiefe und christlichen Reife die indische Frau fähig ist?

Wie wichtig die Dorfmission ist, das bezeugt das Wort einer Lehrerin, welche auf einer großen Konferenz ihren Mitarbeiterinnen zurief: „Was immer eure besondere Arbeit sein mag in Schulen, Hospitälern und Senanas, ich flehe euch an, einen Teil eurer Zeit

der reinen Evangelisationsarbeit zu widmen. Geht in Stadt und Land, auf die Straßen und an die Zäune, auf Melas und Feste, verkündet ihnen die Liebe des Heilandes und ladet sie ein, hereinzukommen. Geht zu den Armen und Verlassenen und erzählt ihnen von dem, der ihr Kreuz trug; sagt den Frauen von dem Blute Christi, von dem Wasser des Lebens, das ihre befleckten Herzen reinigen kann."

4. Aerztliche Mission.

Es war im Jahre 1880, als der Fürst eines kleinen Staates in Mittelindien die englische Missionarin Miß Beilby um ärztlichen Rat für seine schwerkranke Frau bat. Gott ließ die Fürstin durch ihre Bemühungen genesen, und sie ließ es sich nun angelegen sein, zu der Fürstin, wie zu ihrer Umgebung, auch von dem großen Seelenarzte Jesu Christo zu sprechen, von dem sie alle noch nie etwas gehört hatten. Als Miß Beilby wieder abreisen wollte, forderte die Fürstin von ihr das feierliche Versprechen, daß sie nach ihrer Rückkehr nach Europa der Königin von England, dem Kronprinzen und seiner Gemahlin und den Männern und Frauen dort sagen sollte, was die indischen Frauen in Krankheiten leiden müßten, damit sie Hilfe schafften. Die Missionarin mußte dem inständigen Drängen nachgeben und gelobte es. Drei Monate darauf stand sie vor der Königin von England und brachte ihr die Botschaft der indischen Fürstin. Die Königin hörte mit der größten Teilnahme zu und sagte: „Wir ahnten nicht, daß es so schlimm dort wäre; es muß etwas für die Aermsten geschehen."

Es muß etwas für die Aermsten geschehen! — aus dieser Erkenntnis war schon einige Zeit vorher die ärztliche Mission unter den Frauen Indiens hervorgegangen. Hatte man doch täglich das leibliche Elend vor sich gesehen, das wir früher (Seite 18—20) erwähnten.

Und so ist schon etwas, ja schon viel geschehen. Englische und amerikanische Missionsärztinnen sind in großer Anzahl jetzt in Indien thätig. Die amerikanischen bilden sich dazu vielfach auf den Hochschulen zugleich mit den Studenten aus, was unserm deutschen Gefühl freilich nicht entspricht; die englischen werden in London in einer besonders dazu gegründeten Anstalt ausgebildet. Ueber dem Eingang zu derselben stehen die Worte: „Heilet die Kranken und saget ihnen: Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen." In diesem Geist wird dort gelehrt und gelebt. Die Vorträge beginnen mit gemeinsamem Gebet, indem alle knieend Gottes Segen zu ihrem Thun erflehen.

„Dies Gebet heiligt die Arbeit, so daß „Reines und Unreines" dadurch geweiht erscheint und daß, wenn der Lehrer über den wunderbaren Organismus des menschlichen Körpers und die Mittel zu seiner Erhaltung und Heilung spricht, es jedes Herz empfindet: „Wunderbarlich sind, Herr, deine Werke." Die Aerztinnen üben sich, indem sie unter Leitung des Arztes den Kranken Londons helfen, welche zahlreich kommen. Nach vierjährigem Studium sind sie für ihre Arbeit ausgerüstet.

Die ärztliche Hilfe unter den Frauen Indiens ist eine sehr mannigfache. Es sind Hospitäler angelegt worden, ferner Kliniken, wo viele Operationen vorkommen, und ärztliche Stationen, mit Apotheken verbunden, die über das ganze Land zerstreut sind. In Scharen kommen die kranken Frauen, besonders die ärmeren, dorthin, um ärztlichen Rat und Hilfe zu erbitten. Operationen machen gewöhnlich noch mehr Eindruck auf die Leute, als die Behandlung innerer Krankheiten. Viel werden auch die Aerztinnen durch Hausbesuche in Anspruch genommen. Ihre Zeit ist so übermäßig besetzt, daß sie danach streben, Krankenpflegerinnen aus den eingeborenen christlichen Frauen und Jungfrauen heranzubilden; doch zeigen sich nur wenige gebildet und tüchtig genug dazu.

Und alle diese ärztliche Arbeit wird in den Dienst der Mission gestellt! Es ist eine Aerztin, welche schreibt: „Die ärztliche Mission ist eins der wichtigsten und erfolgreichsten Mittel in der Mission, so lange über der medizinischen Arbeit die Missionsarbeit nicht vergessen wird." Und sie wird nicht darüber vergessen: für beides, für Leib und Seele, wird gesorgt. Die Aerztinnen kommen ja mit den Mühseligsten und Beladensten zusammen. Sie haben die Gelegenheit, den Herzen grade dann das göttliche Wort zu bringen, wenn diese am willigsten sich für Gott öffnen.

Schon die Einlaßkarten, welche zum Eintritt in die Kliniken berechtigen, sind in der Regel Spruchkarten mit Worten heiliger Schrift, die auf diese Weise über die ganze Stadt verstreut werden. In den Hospitälern werden Andachten für die Kranken gehalten, und diese hören aufmerksam zu. Wenn in den Apotheken Arzneien ausgeteilt werden, wenn die Aerztinnen ihre Sprechstunden haben, so beginnen sie damit, einen Abschnitt der heiligen Schrift vorzulesen und auszulegen, und erst dann geht es an die körperlichen Bedürfnisse, und die meisten Kranken, grade auch die furchtsamsten, freuen sich dieses voraufgehenden kleinen Gottesdienstes. Als im Hospital zu Lucknau einmal ein Bibelabschnitt von der Ueberwindung der Todesfurcht gelesen wurde, rief plötzlich ein Brahmanenmädchen aus: „Ich fürchte mich nicht vor dem Tode!" — „Warum?" — „Weil ich an Christum

glaube und auf ihn allein vertraue." So bekannte sie vor der Schar der Patienten.

Werden die Aerztinnen in die Häuser gerufen, so besuchen sie die Frauen nie, ohne die Gelegenheit zu suchen, auch der Seele Heilung zu bringen; und wie willig sind die Herzen, von denen zu lernen, die ihnen liebreich die Leiden lindern! Grade aus dem Munde einer Aerztin hat ein Glaubenszeugnis oft besondere Kraft. So bemerkte einmal eine solche, die zu einem cholerakranken jungen Mädchen gerufen worden war, daß das Mädchen einen Lappen um den Arm gebunden hatte, und hörte auf ihre Frage die Erklärung, das solle dem Gotte Perormal ein Opfer verheißen für den Fall, daß sie wieder gesund würde. „Ich wußte", so erzählt die Aerztin selbst, „daß ich weder für das Kind beten, noch ihm Arzneien reichen dürfte, so lange dies Ding an ihm war, und sagte daher ganz bestimmt: „Nehmt es fort, ich kann sonst nichts thun!" Sogleich, zu meiner eigenen Verwunderung, gehorchten die Leute, thaten den Lappen auch später nicht wieder um. Ich hatte nun die gewisse Ueberzeugung, daß der Herr sie wiederherstellen werde. Und so geschah es, obwohl sie sehr krank war." Als an dem Wohnort derselben Missionsärztin die Einwohner bei einer Seuche drei neue Götzenbilder in die Tempel schafften, um ihre Götter zu gewinnen, sprach sie es auf das ernstlichste aus, daß sie eben dadurch die Gerichte Gottes auf sich herabriefen, und noch in derselben Nacht kam eine Erkrankung vor, die schneller, als dies je der Fall gewesen, zum Tode führte. „Die Götzenbilder wurden nun wieder entfernt, und bei den nächsten Krankheitsfällen segnete Gott die Mittel und erhörte die Gebete der Missionsärztin in so augenscheinlicher Weise, daß man wohl sagen konnte: Der Herr bekräftigte das Wort durch mitfolgende Zeichen."

Daß die ärztliche Hilfe durch solche Frauen gebracht wird, aus deren Wesen Frömmigkeit spricht, grade das ist besonders segensreich; die Kranken merken, daß dies ganze Werk aus der Liebe zum Heiland hervorgegangen ist. Und der Eindruck solchen Wesens thut auch dort das meiste. Eine kranke Frau holte sich aus einer Missionsapotheke öfters Medizin und hörte dabei eines Tages, wie die christliche Aerztin zu einer Kranken sagte: „Gott hat uns unsere Sünden vergeben." Das Wort traf das Herz der Frau, die dann später erzählte: „Bis zu jener Stunde verstand ich nichts; als ich das aber hörte, sagte ich mir: wenn die Leute Sünder sind, die so gut sind, was muß ich da erst sein? Von der Zeit an fühlte ich die Last meiner Sünden." Unter dem Eindruck, den diese ganze Art der ärztlichen Hilfeleistung auf die Kranken macht, konnte es in einem Hospital vorkommen, daß sich in einem Jahre zehn Frauen, die dort in Behandlung gewesen, taufen ließen.

Rührend ist oft die Dankbarkeit der Geheilten, wenn sie z. B. ihre Doktorin mit Blumenguirlanden bekränzen nach Landessitte, oder wenn eine reiche Patientin in Bombay ihrer unbemittelten Missionsärztin eine Karosse schenkte.

Der Berliner Frauenverein hat sehr den Wunsch, auch Missionsärztinnen auszuschicken, aber bisher haben ihm sowohl die Mittel als auch geeignete Persönlichkeiten dazu gefehlt. Doch ist eine von jenem Verein ausgesandte Lehrerin, Friederike Engelmann, nachdem sie sich der amerikanischen Missionsgesellschaft angeschlossen, von dieser ärztlich ausgebildet worden und ist jetzt eine der tüchtigsten Aerztinnen in Nord-Indien. Für ihr Wirken ist in Delhi ein großes, schönes Hospital erbaut; täglich hat sie 70—100 weibliche Patienten zu versorgen.

Welch eine schöne Arbeit, diese Hilfe für Leib und Seele, aber auch welch eine schwere Arbeit! Eine Missionsärztin bekennt: „Die ärztliche Frauenmission ist die schwierigste, weil wir Frauen, ganz auf uns angewiesen, doch nur schwache Werkzeuge sind, denen erst seit wenigen Jahren die Wege geebnet wurden, um sich für ihren Beruf vorzubereiten. Und dann ist unsere Aufgabe eine doppelte: wir sollen Leib und Seele retten. Meine Verantwortung liegt oft so schwer auf mir, daß ich viel mehr mit dem Herrn von meinen Kranken reden muß, als mit den Kranken vom Herrn."

5. Und der Erfolg?

Wenn wir wissen wollen, was die Mission in einem Lande gewirkt hat, so pflegen wir zu fragen: „Wieviel getaufte Christen giebt es dort?" Wollte man auch in Indien die Wirkung der Missionsarbeit bloß danach bemessen, so müßten wir diese Wirkung allerdings für gering halten. Es gab im Jahre 1891 in ganz Vorderindien unter den Eingeborenen 592 000 getaufte evangelische Christen. Das ist unter einer Bevölkerung von 287 Millionen wenig! Und dennoch muß man sagen: der Erfolg der christlichen Missionsarbeit in Indien ist ein großer, ja ein erstaunlicher, wie im allgemeinen, so auch unter den Frauen. Es gilt nicht bloß zu fragen: wieviel Getaufte giebt's unter den Frauen? sondern: wie ist das Leben der Frauen im allgemeinen jetzt im Vergleich zu der Zeit vor 60 Jahren? Welch ungeheure Veränderung zeigt sich da!

Früher trat die öffentliche Meinung gegen jeden Unterricht der Frauen auf, so daß einer der eifrigsten Missionsarbeiter denselben damals aufgab mit den Worten: „Sie können eben so gut versuchen, eine Mauer von 1500 Fuß Höhe zu ersteigen, als weibliche Erziehung in Indien zu versuchen." Jetzt ist diese Mauer erstiegen: der

Unterricht der Mädchen und Frauen wird allgemein geliebt und gesucht.

Und die Mission löst zugleich die Bande ihres Elends, nicht mit äußerer Gewalt, aber mit still siegender Macht. Man fängt an, die Stellung der Frauen ganz anders anzusehen, als früher, und es giebt schon größere Kreise unter den gebildeten Hindus, welche es erstreben, daß die Kinderheirat aufgehoben und die Wiederverheiratung der Witwen nicht bloß durch das Gesetz, sondern auch durch die Sitte gestattet werde.

Vor allem aber ist das Christentum eingezogen. „Christentum ist in der Luft!" sagte ein Inder einmal sehr treffend. Die ganze Luft ist von christlichen Vorstellungen erfüllt: die Nichtigkeit der Götzen wird immer mehr zugestanden, Jesus Christus wird immer bekannter, die Bibel immer mehr verbreitet. Allgemein erkennt es das indische Volk an, daß durch das Christentum ein neuer Geist des Lichts und der Liebe bei ihnen eingezogen sei, den sie früher nie gekannt.

Der beste Beweis für das siegreiche Vordringen des christlichen Glaubens ist das Zeugnis der Gegner! Eine Gesellschaft von Hindus hat sich gebildet, um ihren bedrohten Heidenglauben durch Hindu-Schulen und Verbreitung von Schriften zu befestigen. In einem ihrer Blätter heißt es: „Die Missionare haben ihr Netz unter unsere Kinder geworfen, indem sie dieselben in ihren Schulen unterrichten. Sie sind in die abgelegensten Dörfer gedrungen und haben ihre Kirchen dort erbaut. Wenn wir fortfahren zu schlafen, wie bisher, wird in kurzem keiner mehr übrig sein, um in unsern Tempeln anzubeten."

Ebenso erheben Mohammedaner in einem Aufruf ihre warnende Stimme: „Missionarinnen dringen unter dem Vorwand, Handarbeit zu lehren, in jedes Haus ein und lehren eure Frauen: „Warum verschwendet ihr euer Leben? Kommt! Werdet Christen! Werdet frei!" Und unzählige Familien sind schon durch sie unglücklich gemacht. Besonders die zarten, unschuldigen, jungen Töchter, die man in Sänften nach den christlichen Schulen bringt, lernen dort die Bibel und Gesänge über Christum, daß er der Sohn Gottes sei. Wenn diese Dinge von Kindheit an in ihre Herzen eingegraben werden, dann werden sie alle, nachdem sie älter geworden sind, in die christlichen Kirchen gehen und Christen werden. Ja, das hat schon angefangen, wie manche Beispiele zeigen."

Wie kommt es dann aber, daß doch bisher so wenig Getaufte? „Die armen Frauen", sagt Christine Belz, „haben mit schweren Hindernissen zu kämpfen. Viele von ihnen, obwohl völlig durchdrungen von der Wahrheit des Christenglaubens, fürchten sich doch

sich taufen zu lassen, weil sie wissen, daß sie dann Haus und Familie verlassen müssen, daß sie ihre Kaste verlieren und ganz schutzlos dastehen. Die Angst davor bewegt sie zu der Annahme, daß sie durch ihren Glauben an den Heiland auch ohne die Taufe selig werden können." Wir können uns kaum eine Vorstellung machen von diesem Bann des Kastenwesens. Die Hindus glauben, wie wir hörten, daß der Seele des Menschen das Ziel gesteckt ist, zuletzt in Gott wieder aufzugehen nach langer Seelenwanderung. Aber diesem Ziele sind die höheren Kasten näher, als die andern. In jenen ist gleichsam mehr Göttliches. Die Menschen stammen nach ihrer Meinung nicht von einem Elternpaare ab, sondern Gott hat die vier Kasten aus ganz verschiedenem Stoffe gemacht, aus gröberem und feinerem, aus mehr göttlichem und mehr irdischem Stoffe, so daß der Unterschied zwischen ihnen noch größer ist, als etwa der zwischen Pferd, Vogel, Frosch und Fisch. Da nun die oberen Kasten mehr Göttliches haben und die Glieder der unteren Kasten erst, wenn sie bewährt sind, durch die Seelenwanderung als Menschen höherer Kaste geboren werden, so erscheint den Hindus eine Berührung zwischen höherer und niederer Kaste so unmöglich, wie die Berührung zwischen Heiligem und Unheiligem. Es ist ein religiöser Unterschied! Wird nun eine Frau durch die Taufe Christin, so fällt sie aus ihrer Kaste und wird religiös unrein. Man wirft sie aus dem Hause: alle meiden sie, denn was sie nur anrührt, wird durch sie verunreinigt; ja, sie ist für ihre Verwandten so wenig vorhanden, als wäre sie tot. Eine Frau aber ohne Mann kann in Indien nicht ihr Brot verdienen; ihr fehlt jeder Halt, jede Aussicht auf Versorgung, jeder Schutz. Diese Verhältnisse sind die Ursache, daß es viele tausende indischer Frauen giebt, die zum Glauben an den Sohn Gottes gekommen sind, aber den letzten Schritt, die Taufe, scheuen. „Es giebt hier viele Nikodemusse", schreibt ein Missionar.

So kam eines Tages Christine Belz an einem Haus vorüber, bei dem etliche Kinder ihr sagten: „Hier wohnt eine heilige Frau, welche so lebt, wie du es uns gelehrt hast." Als die Missionarin eintrat, zog über das Gesicht der Frau ein heller Freudenschein; schon immer, sagte sie, habe sie auf ihren Besuch gehofft. „Das Wort vom Kreuz, das du uns gesagt hast, erfüllt mein ganzes Herz." — Eine andere Missionarin erzählt von einer Frau: „Sie hat ein so einfältiges Herz und dadurch ein so geistliches Verständnis der Bibel. Als ich sie einmal besuchte, lag die Bibel offen vor ihr, und das 53. Kapitel des Jesaias war aufgeschlagen. Ihre heißen Thränen strömten über ihre Wangen, und sie sagte: „O Jesus weiß, daß ich ihn liebe, und diese süßen Kapitel sind im tiefsten Grunde meines

Herzens." Noch eine andere nahm, als sie ihren Tod herannahen fühlte, Wasser aus einem Gefäß und rief vor allen ihren heidnischen Verwandten aus: „Hochgelobter Jesus, ich bin ein armes, unwissendes Weib, aber ich traue auf dich, daß du mir meine Sünden vergeben und meine Seele in deinen Himmel aufnehmen wirst, und ich taufe mich selbst in deinem Namen." Sterbend that sie, was sie lebend nicht gewagt.

Solcher Nikodemusseelen unter den Frauen, die es heimlich mit Jesu halten, giebt es sehr viele. Nicht immer dringen die Missionarinnen sogleich darauf, daß sie sich taufen lassen. Die Verhältnisse sind manchmal so eigentümlich, daß sie raten, abzuwarten; es scheint bisweilen, wenigstens für eine Zeit, dem Geist des Herrn am meisten zu entsprechen, daß die Frauen durch einen stillen, sanften häuslichen Wandel die Männer zum Glauben zu ziehen suchen, besonders wenn Missionare gleichzeitig auf dieselben einwirken können. Das Ziel aber bleibt es, daß die Frauen, welche an Jesum glauben, auch in der Taufe öffentlich sich zu ihm bekennen. Und es giebt auch viele, welche durch alle Hindernisse hindurchdringen.

Einer fünfzehnjährigen Witwe verbrannte man ihre Bibel und bedrohte sie mit dem Tode, falls sie noch ferner christliche Schriften lesen würde; zugleich wurde sie an einen entfernten Ort verbannt. Sie entfloh aus ihrer Haft, bekannte Jesum öffentlich in der heiligen Taufe und wurde später die Frau eines eingeborenen, christlichen Predigers. Eine andere Witwe lebte dreißig Jahre lang im Glauben an Jesum Christum, ohne ihn zu bekennen. Im vorgerückten Alter ließ sie sich taufen und wurde dann als eine Sechzigjährige noch eine eifrige Missionarin unter ihrem Volk, die bisweilen an einem Tage in 50 Häusern von ihrem Heiland zeugte, indem sie sagte: „Mein Herz brennt so mächtig in der Liebe Jesu, daß es dieselbe nicht in sich behalten kann." Auch junge Mädchen beweisen manchmal große Glaubensfestigkeit. Ein solches Mädchen von zwölf Jahren, die zwei Jahre hindurch eine Missionsschule besucht hatte, bat freiwillig um die Taufe. Die Aufregung unter allen Hindus des Orts war darüber so groß, daß das Missionshaus, in welches das Mädchen geflohen war, nur durch Polizeischutz vor Zerstörung bewahrt wurde. Die Mutter klagte beim Gericht um Auslieferung ihrer Tochter. Ganz allein stand das Kind inmitten seiner Ankläger vor dem Richter. Befragt nach dem Grunde ihres Weggehens, sagte sie: „Wenn ich nach Hause gehe, werden sie mich zwingen, die Götzen, die von Menschen gemacht sind, anzubeten; sie haben Augen und sehen nicht, haben Ohren und hören nicht, einen Mund und reden nicht; ich wünsche dahin zu gehen, wo ich selig werden kann." Bei den


ferneren Worten ihres klaren Glaubenszeugnisses ergriff ihr Bruder, wütend über ihre Entschiedenheit, sie so plötzlich und so fest im Nacken, daß sie laut aufschrie und nur mit Mühe seinen Händen entrissen werden konnte; aber der Richter erkannte, daß Mädchen von zwölf Jahren sich nach eigenem Wissen und Gewissen zum Christentum bekennen dürften, eine für die ganze Missionsarbeit wichtige Entscheidung.

Um den Frauen, welche zum Christentum neigen, einen Zufluchtsort zu gewähren und sie im Glauben zu stärken und tiefer zu gründen, ist vor kurzem in Benares ein „Convertitenhaus“ errichtet, das unter der Leitung von Missionarinnen steht.

So ist die Hinneigung der Frauen zum Christentum eine weitverbreitete, und der Eindruck in den Missionskreisen ist vielfach der, welchen vor kurzem eine Missionarsfrau mit den Worten aussprach: „So, wie es ist, kann es in Indien nicht mehr lange fortgehen, — eine Erhebung muß kommen.“ Und zur Bestätigung dieser Prophezeiung erfahren wir, daß jetzt in einem Teile Nordindiens große Massen zum Christentum übertreten, zumal aus den niederen Kasten, welchen besondere Pflege zugewendet worden ist; seit 1888 hat allein die bischöfliche Methodistenmission 72 000 Christen, Männer wie Frauen, dort gewonnen, andere Gesellschaften kleinere Scharen. Aber wie es mit der Richtigkeit jener Prophezeiung auch stehen mag, — „wir sind nicht verantwortlich für die Bekehrungen, wohl aber dafür, daß die Heiden mit dem Evangelium in Berührung kommen“, und der Segen dieser Berührung ist oft vorhanden, auch wo Menschenaugen wenig davon sehen.

In einem Waisenhaus Indiens lag ein zehnjähriges Mädchen im Sterben. Sie bat eine ihrer Gefährtinnen: „Richte mich auf.“ Darauf sagte sie mit erhobener, eindringlicher Stimme, indem sie aussah, als ob sie etwas erblickte, was die andern nicht sahen: „Götter und Göttinnen, geht fort!“ Fast mitleidig lächelte sie dann, als ob diese ganz unter ihr ständen. Sehr ernst und gebietend fuhr sie fort: „Satan, weiche von mir! Satan, gehe fort! Siehst du nicht, daß Jesus Christus, mein Herr, hier ist? Der Herr Jesus Christus ist mein; mein Vater nimmt mich auf, ich gehe in den himmlischen Garten.“ Zuletzt wandte sie sich mit leuchtendem Antlitz zu den Umstehenden: „Ihr Schwestern alle, lebt wohl!“ — und ihre erlöste Seele schwebte empor zu der Schar der Ueberwinder. „Ich hatte keine Ahnung gehabt“, schreibt ihre Lehrerin, „daß sie solche Fortschritte im göttlichen Leben gemacht.“

Diese Sterbende, — sie sei uns zugleich ein Bild der ganzen indischen Frauenwelt! Ob auch die Fortschritte göttlichen Lebens oft



nicht wahrnehmbar, so kann noch vielen von ihnen eine Zeit kommen, wo sie ihre Götter und Göttinnen wegschicken, den Verkläger nicht mehr fürchten und ihrem Heiland zujauchzen, die einen vielleicht auf seligem Sterbebett, die andern im Leben.

Zuletzt noch ein besonders wichtiger Erfolg dieser Missionsarbeit. Ein heidnischer Japaner sagte einmal zu einem christlichen Prediger: „Eure Predigten und Knabenschulen sind gut; liegt euch aber wirklich das Wohl unseres Landes am Herzen, so sollt ihr vor allem unsere Mädchen erziehen. Mindestens die Hälfte eurer Bildung habt ihr daheim empfangen, noch ehe ihr zur Schule geschickt wurdet.“ Dies Wort weist hin auf die Bedeutung der Mädchen für das ganze Volk. Sie wachsen zu Ehefrauen, zu Müttern heran. Und wie gewaltig ist da ihr Einfluß! So lange die indische Frauenwelt heidnisch, ist sie zugleich die festeste Burg des Heidentums. Die Mutter lehrt das kleine Kind, vor dem Götzenbild niederknieen, mit seinen Händchen demselben Reis und Blumen streuen; und diese Eindrücke haften fürs Leben. Sie ist auch später oft die eifrigste Wächterin, daß der Christenglaube nicht Eingang finde, weder bei dem Gatten, noch bei den Söhnen. Denn, so unglaublich es klingen mag, so versichern uns doch Kennerinnen: „Der Hindu ist in der Hand seiner Frau wie Wachs“, und ein indisches Sprichwort sagt: „Wie das Garn, so das Tuch; wie die Mutter, so das Kind.“ Von welcher Bedeutung ist es da, daß in tausenden von Senanas jetzt ein anderes Geschlecht von Frauen heranwächst! Sie werden zum mindesten ihre Familien nicht im Heidentum bestärken; und die große Zahl der Frauen, die, wenn auch nur heimlich, zum Glauben des Christentums gekommen sind, sie werden ihren Kindern einmal Wegweiser zu Jesu Christo werden.

Wir dürfen es sagen: Jasu Masih — so nennen die Hindus Jesum Christum —, er hat seinen Einzug gehalten in die Mitte der indischen Frauen, in das Herz des indischen Volkes!

---

6. Ein Schlußwort.

Emil Frommel sagte einmal bei einem Fest der Frauenmission: „Wenn irgend wer dem Herrn zu danken hat, so seid ihr es, liebe Schwestern; wenn wir Männer jeden Dank vergäßen gegen ihn, ihr dürft ihn nicht vergessen. Er hat euch erst zur wahren Menschenwürde erhoben, die das Altertum kaum kannte. Wohlan, thut euern Schwestern in Indien solchen Liebesdienst als ewigen Dank!“

Die evangelischen Frauen an diese Dankesschuld immer von neuem zu erinnern, das ist der Beruf, den der Morgenländische Frauenverein übernommen hat. Er will das traurige Los der Frauen

Indiens, wie überhaupt (was zu beachten ist!) des weiblichen Geschlechts im Morgenlande bekannt machen und die Herzen zur Mitarbeit erwärmen. Aber leider sind bisher unter den deutschen christlichen Frauen und Jungfrauen verhältnismäßig so sehr wenige, die sich an diesem Liebesdienste beteiligen. Obgleich dieser Verein (wenn wir von dem „Frauenverein für China“ absehen, der sich auf das Findelhaus in Hongkong beschränkt) der einzige evangelische Frauenmissionsverein in ganz Deutschland ist, [1]) so hat er doch jährlich nur die geringe Einnahme von 12—13 000 Mark. Nur in tausend Exemplaren wird sein Missionsblatt gelesen. Die Zahl seiner Mitglieder beträgt in 75 Hilfsvereinen ungefähr nur **2000**! (Von den 75 Hilfsvereinen kommen auf Schlesien 23, Brandenburg und Pommern je 11, Provinz Sachsen 8, Rheinprovinz 7, Westpreußen 4, Ostpreußen 3; in den Provinzen Posen und Westfalen noch gar keine! Ferner: Königreich Sachsen 2, und je 1 in Lübeck, Mecklenburg, Hannover, Hessen-Darmstadt, Baiern, Württemberg.) Wenn man bedenkt, wie groß die Zahl der christlichen Frauen und wie nötig ihren heidnischen Schwestern draußen eine besondere und umfassende Hilfe ist, so ist dies wahrlich eine sehr geringe Beteiligung! Für die Berliner Mission in Südafrika und China (Berlin I) wurden im Jahre 1892 über 300 000 Mark aufgebracht, für die Goßnersche Mission über 150 000 Mark, für die Rheinische Mission an 500 000 Mark, für die Basler 940 000 Mark, [2]) — für die einzige vorhandene Frauen-Missionsgesellschaft 13 000 Mark aus ganz Deutschland!

Wahrhaft winzig im Vergleich zu dem ungeheuren Arbeitsfelde ist darum die Arbeit, welche unsere deutsche Frauenmission bisher in Indien leisten kann. Nur sechs Missionslehrerinnen sind es, die sie nebst einigen Bibelfrauen dort unterhält!

Welch ein anderes Bild bietet die Frauenmission von England und Amerika! Die englische Senana-Missionsgesellschaft hat 88 Missionarinnen in Indien bei einer jährlichen Einnahme von 460 000 Mark; die Frauen-Missionsgesellschaft der nur 1000 Gemeinden zählenden Schottischen Freikirche bringt jährlich 140 000 Mark auf. In Nord-Amerika bestehen 20 Frauen-Missionsgesellschaften, die ungefähr 500 Missionarinnen in Indien und im übrigen Morgenland

[1]) In Breklum (Miss.-Buchhandlung) erscheinen seit 1. Januar 1896 „Missionsnachrichten über Frauen-Mission in der Heidenwelt“ vierteljährlich (1 Mk jährlich); ein Verein für Frauenmission ist dort nicht vorhanden.

[2]) Die Basler Mission hat außer dem, was Seite 42 von ihrer Thätigkeit in Indien gesagt ist, 4 europäische und 21 eingeborene Lehrerinnen auf der Goldküste Westafrikas und 1 europäische und 7 eingeborene Lehrerinnen in China. Mädchen-Erziehungsanstalten sind es auf der Goldküste 3 mit ca. 200 Pfleglingen und in China 3 mit 155 Pfleglingen.

unterhalten. Fast alle diese Frauen-Missionsgesellschaften in England und Amerika arbeiten nicht selbständig neben den großen Haupt-Missionsgesellschaften, sondern als Hilfsvereine derselben und in enger Beziehung mit ihnen.

Man kann mit vollstem Recht dem entgegen halten, daß die englischen und amerikanischen Verhältnisse wesentlich andere sind, als die deutschen, durch den größeren Wohlstand und die größere Selbständigkeit der dortigen Frauen. Aber wie hoch man dies auch in Anschlag bringen mag, der Vergleich bleibt in jedem Falle für uns beschämend!

Das edle Werk der Frauenmission ist bei uns vor allem noch viel zu unbekannt. In demütiger Stille und Zurückhaltung hat der Morgenländische Frauenverein durch 50 Jahre gearbeitet. Er strebt immer mehr danach, weitere Kreise zur Mitarbeit aufzurufen. Auch dieses Schriftchen möchte an seinem Teile gern dazu einladen. „Macht nur", sagte jemand zu einer Missionarin, „das unglückliche Los der armen Frauen Indiens in der Christenheit bekannt, so muß sich ja bald Hilfe zu ihrer Rettung finden. Zeigt den Christen, sonderlich den Frauen, die persönliche Verpflichtung, zur Besserung dieses traurigen Lebens der Töchter Indiens zu thun, was jeder kann, so wird sich ja die allgemeine Teilnahme regen und bethätigen." Besonders ihr werten Pfarrfrauen, lasset euch bitten: helft durch Vereine in Stadt und Land, in Nord und Süd, daß vielen diese schöne Aufgabe ans Herz wachse: durch Frauen den Frauen zu helfen unter den Heiden!

Es ist eine durchaus gesunde Einrichtung, daß es ein Frauenverein ist, der dieses Werk betreiben will; Frauen bilden seinen Vorstand, nur beratend stehen ihm drei männliche Mitglieder zur Seite. Niemand soll um dieses Werkes willen seine Hand zurückziehen von einer andern Missions-Gesellschaft, bei der er sich etwa sonst schon beteiligt hat. Den Frauen verbleibt die besondere Verpflichtung, sich des Elends ihrer heidnischen Schwestern zu erbarmen. Zu den Beratern des Berliner Vereins gehörte 25 Jahre hindurch bis zu seinem Tode der kürzlich heimgegangene D. Wangemann. Es ist bekannt, wie eifrig er für sein eigenes Missionswerk warb und vor Zersplitterung warnte. Daß er der Frauenmission so treu diente, beweist, wie lebhaft auch er die besondere Verpflichtung der Frauen zur Frauenmission anerkannte.

Und wie große und schöne Aufgaben warten unser bei der Frauenmission in Indien! Ob es nicht manchem beim Lesen dieses Schriftchens eine Enttäuschung bereitet hat, daß in den Mädchenschulen und sogar in den Senanas heidnische und mohammedanische

Lehrerinnen mitunterrichten müssen? Wir sollten dafür sorgen, daß diesem leidigen Notbehelf ein Ende gemacht werden kann, daß Bibelfrauen an ihre Stelle treten! Oft fehlen nur die Geldmittel dazu. (300 Mark jährlich für eine Bibelfrau.) In Hamburg hat sich in der Baptisten-Gemeinde ein Jungfrauen-Verein gebildet mit der Aufgabe, Bibelfrauen anzustellen. In fünf Jahren hatte er das Gehalt für acht Bibelfrauen aufgebracht, womit er aber die amerikanische Mission unterstützt. Es wäre eine schöne Sache, wenn sich auch bei uns christliche Damen zu diesem besonderen Zwecke vereinigten. Auch Lehrerinnen würden in größerer Zahl ausgeschickt werden können, wenn immer das Gehalt für sie (1200 Mark jährlich) vorhanden wäre.

Es ist ja eine Riesenaufgabe, welche der Frauenmission in Indien gestellt ist! Für 140 Millionen Frauen sind jetzt an 1000 Missionsarbeiterinnen vorhanden, wenn man die Missionarsfrauen etwa zur Hälfte mitrechnet. So kommen auf eine Missionarin 140 000 Frauen! In dem Arbeitsgebiet einer solchen Missionslehrerin liegen vielleicht 1500 Dörfer. 250 von diesen besucht sie alljährlich, aber meist nur einmal; wie kann da eine tiefergehende Arbeit stattfinden? Und die übrigen 1250 Dörfer, — sie können gar nicht besucht werden. Unterricht erhalten von den 18 Millionen Mädchen in Indien, obgleich schon so viele Schulen gegründet sind, noch nicht eine halbe Million; 17 ½ Millionen sind noch ohne Unterricht. Unter je 1000 Frauen und Mädchen giebt es nach den letzten statistischen Nachrichten (1892) immer nur 4, welche lesen und schreiben können. In ganz Nordindien bei 160 Millionen Einwohnern nur 11 473 Senanas mit Unterricht!

Das sind trockene Zahlen. Dahinter aber stehen lebendige Menschenseelen mit ungestilltem Verlangen!

„Wenn man“, so erzählt die Missionarin Hanna Rhiem, „solch ein Dorf besucht hat und sich nach ein paar Tagen gewaltsam wieder losreißen muß, um erst im nächsten Jahr wieder zu kommen, dann schauen die Frauen so betrübt und vorwurfsvoll drein: es sind doch in Europa so viele weiße Frauen; warum kommen sie nicht? Wo sind sie? Zu Hunderten drängen sich die Frauen herzu, und man hört stets dieselbe Klage und Bitte: Bleibt bei uns und lehrt uns, eure Worte sind gut und süß für unser Herz.“

Vor etwa 12 Jahren fand eine Missionarin eine liebliche, junge Frau in ihrem niedrigen Gemach, die in heftigem Fieber auf einem Teppich lag. Das Fieber rührte davon her, daß allerlei Figuren mit glühenden Nadeln in den Arm eingestochen und dann mit einer ätzenden Flüssigkeit gerieben worden waren. „Ich machte ihr,“ so erzählt die Missionarin, „deshalb Vorwürfe. „Ist es nicht thöricht, sich

soviel Leiden zu bereiten, nur um nach eurer Meinung schön zu sein?" Sie sah mich mit ihren großen, dunklen, fieberglühenden Augen traurig an. „Ich that es nicht, um schön zu sein! Aber wenn ich diese Figuren nicht an mir habe, kann ich nicht in den Himmel kommen, denn an des Himmels Thür wird Gott zu mir sagen: Zeige mir das Merkmal! Und wenn ich das nicht habe, wird er sagen: Gehe hinaus, ich kenne dich nicht!" „Was werden deine Leute mit deinem Körper thun, wenn du tot bist?" erwiderte ich, „werden sie ihn nicht verbrennen? Wie kann Gott dann in dem Häufchen Asche deine Merkmale sehen?" „Ach", seufzte die Kranke schmerzlich, „daran habe ich nicht gedacht, darüber haben mir die Lehrer nichts gesagt." Ich suchte ihr nun klar zu machen, daß sie etwas anderes brauche, um in den Himmel zu kommen, etwas, was mit dem Körper nichts zu schaffen habe. „Heiligkeit brauchst du und brauche ich, denn Gottes Wort sagt: Ohne Heiligung wird niemand Gott schauen!" „Heiligkeit", rief sie aus, „was ist Heiligkeit? O sage, sage mir, was ist Heiligkeit? Wie können wir armen Frauen zur Heiligung kommen?" Ich setzte mich nieder zu ihr und erzählte ihr von unserm Unvermögen, heilig zu sein, aber wie Gott seinen eingebornen Sohn zu uns gesendet, uns zu erlösen und uns Heiligkeit zu schenken. Sie wollte mich nicht fortlassen, aber die Pflicht drängte, ich mußte fort. „O komme wieder", flehte sie, „komme bald wieder, ich muß mehr wissen von der Heiligkeit, die Gott giebt." Zögernd sagte ich ihr, wie meine Zeit so in Anspruch genommen sei, daß ich nicht öfter kommen könne. „Was", rief sie vorwurfsvoll, „du erzählst mir, Gott habe seinen eingebornen Sohn gesendet, uns armen Frauen Heiligkeit zu bringen, und du willst nicht kommen, uns darüber zu belehren?" Da konnte ich nicht widerstehen: ich versprach, wieder zu kommen, und fand dann 15 Frauen beisammen, die über die Mauern und durch kleine Löcher gekommen waren, um zu hören. Ich versprach ihnen, ihren Schwestern in Europa zu schreiben, daß sie herüberkommen möchten und ihnen erzählen von diesem wunderbaren Sohne Gottes, der sogar für arme Frauen voll Liebe war und ihnen geben wollte, was die Himmelsthüre öffnet, das Kleid der Gerechtigkeit und Heiligkeit!"

Ja, die Frauen Indiens, die Frauen der Heidenwelt, — sie warten auf uns!

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

V. 1896. 4000. Reinhardt & Sohn, Buchdruckerei, Basel. Nr. 29396.

Inhalt.

	Seite
I. Das Elend der Frauen in Indien	6—35
1. Die Wurzel des Elends	7
2. Kindheit der indischen Frau	9
3. Im Ehestand	12
4. Die Witwe	20
5. Trost der Religion?	24
6. Ein Blick in indische Vergangenheit	31
II. Christliche Frauenmission in Indien	36—72
1. Die Missionsarbeit an der weiblichen Jugend	37
2. Senana-Mission	47
3. Dorfmission	52
4. Aerztliche Mission	59
5. Und der Erfolg?	62
6. Ein Schlußwort	68

Wegen weiterer Missionsschriften siehe den Katalog der Missionsbuchhandlung Basel (Adresse aus Deutschland: Missionsbuchhandlung Leopoldshöhe, Baden), welcher auf Verlangen gratis versandt wird.

Zu eingehender Orientierung empfiehlt sich

Dipper, Führer durch die Basler Missionslitteratur

welcher ebenfalls auf Verlangen gratis versandt wird.



An der Quelle des heiligen Ganges.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gründler, Otto

Frauenelend und Frauenmission in Indien Mit Vorwort von Warneck

Basel (1896)

H.ref. 629 v
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11810912-6